

Mahnung.

Die Weihnachtsglocken läuten
Hell durch den Tannenwald.
Wißt Ihr den Klang zu deuten
Der durch die Thäler hallt?
Er schwebt heran so leise,
So wönig, wie noch nie:
Das ist die alte Weise
Der deutschen Poesie.

Gleich vollen Orgeltönen
Berühret sie die Brust;
Es mischet sich mit Sehnen
Die reine Himmelsluft.
Der Winter muß verschwinden
Und Lenz ist's auf der Flur,
Wo tausend Strahlen künden
Das Wirken der Natur.

Die Blumen stehn und rauschen
Voll Duft am grünen Rain,
Und alle Bächlein rauschen
Im lichten Sonnenschein.
Die Rose in den Gründen
Spricht viel aus alter Zeit,
Sie hat zum Spiel den Winden
Die Sagen ausgestreut.

Die ziehn von Land zu Lande;
Das Vöglein ruft sie aus,
Die Welle an dem Strande
Singt sie im Sturmgebraus.
Der Epheu an den Trümmern
Spricht all' die Kunden nach,
Nachts in der Sterne Schimmern
Bleibt ihre Stimme wach.

So ward der Ton zur Blüthe,
Die Sage zum Gesang,
Als in dem Volksgemüthe
Die volle Knospe sprang;
Wie milder Maienregen
Ruft all' die Saat zum Licht,
So auch der Dichtung Segen
Die Hast der Freude bricht.

In reiner Kinder Herzen
Wirkt sie wie Engelswort;
Das schirmet gegen Schmerzen
Und scheucht die Thräne fort.
Die Ruhe senkt sich nieder
Mit ihr von Himmelshöhn:
Laßt Blumen denn und Lieder
Nie welken und verwehn.

A. Hocker.

Weihnachten.

Um frühen Morgen tönt's mit Schall:
Kommt her, kommt her, in Bethlems Stall!
Ein Kindlein ist geboren euch
Von einer Jungfrau gnadenreich.

Das ist der liebe heil'ge Christ,
Der unser aller Heiland ist.
Er macht sich weit und breit bekannt
In unserm dunkeln Erdenland.

Die Hölle beb't und zittert sehr,
Und ob dem Schein so hoch und hehr,
Und ob dem reinen Gotteslamm
Verwundert sich der Heidenstamm.

Die Mohrenkönige zumal
Die pilgern über Berg und Thal;
Sie führt aus dunkler Heidenschaft
Des hellen Sternes Licht und Kraft.

Und selbst die lieben Kindelein
Erfreut der Herr mit seinem Schein.
Er weckt sie aus dem Schlafe auf
Und schmückt den Weihnachtsbaum darauf.

Schaut nur die hübschen Bäumchen an!
Bewundert Gottes Allmacht dran!
O sagt, von wem sind sie so grün,
Als nur allein durch ihn, durch ihn?

Die hat der heilige Christ, fürwahr,
Der großen und der kleinen Schaar
In ihres Vaters Haus gebracht,
Daß sie erkennen Gottes Macht.

Dank sagen wir, daß seine Gunst
Den Weihnachtsbaum geschmückt mit Kunst,
Und noch zuletzt die Gottheit klar
Uns Menschen machet offenbar.

Heinrich Proehle.

Christkind.

Die Kinder stehn um den Weihnachtsbaum
Und staunen, sie fassen die Herrlichkeit kaum,
Dann jubeln sie auf und jauchzen und freun,
Und freun sich der Kerzen und Spielerein.
Und als sich geleeget die erste Luft,
Hob die Mutter die Kleinen an ihre Brust
Und sinnig erzählte sie ihnen und sprach
Von dem Kindlein, das in der Krippe lag,
Und von den Weisen und Königen all,
Die gepilgert kamen nach Betlehems Stall,
Mit Gold und köstlichen Specerein,
Als Opfer für's heilige Kindelein.
Sie waren gepilgert aus Morgenland
Und keiner hatte den Weg gekannt.
Da zeigte ihnen deutlich und klar
Ein Stern wo die Herberg' des Heilandes war,
Am Himmel stand leuchtend der schönste Stern,
Grad über der kleinen Hütte des Herrn.

Und als so die Mutter die Kleinen gelehrt
Vom heiligen Christ, der die Kindelein beschert,
Hat sie die Beiden geküßt Gut-Nacht
Und zur Ruh gebracht. —

Doch die Kinder schlafen noch lange nicht.
Und der Knabe murmelt leise und spricht:
„Will eben doch aus dem Fenster mal sehn,
Wo das klarste und schönste Sternlein mag stehn,
Damit es mir zeige wo jeso wohl ist
Zu finden die Wohnung des heiligen Christ.“
Still lugt er aus dem Fenster hervor
Und schaut zum hohen Himmel empor,
Hui! wie da glühn durch die stille Nacht
Viel tausend Sternlein in flimmernder Pracht,
Und er sucht wo das klarste und schönste wohl sei
Und er ruft, ihm zu helfen, die Schwester herbei;
Und sie suchen zusammen und spähn in die Fern,

Doch können sie nicht finden den schönsten Stern,
Meint eins ihn zu sehen und fragt: „ist es der?“
Das Andre zeigt einen, der glänzt noch viel mehr;
Sie suchen umsonst sich die Neuglein halb blind
Nach einem, wo so viele Tausende sind,
Und können nicht finden zur Krippe des Herrn
Den rechten Stern. —

Ihr kleinen und großen Kindlein, wie spät
Ihr umher, wo die Krippe des Heilandes steht,
Und suchet so emsig den Wunderstern,
Damit er euch künde die Wohnung des Herrn.
Ist vom Suchen am Himmel müd' euer Blick,
So lenkt ihn mal nach der Erde zurück,
Und suchet in eurer nächsten Näh,
Ob dort nicht das rechte Sternlein steh',
Das euch sagen kann, wo zu finden ist
Der heilige Christ.

„Was ihr thut der Armuth, ich nahm es an,
Als hättet ihr's an mir selber gethan,
Und wo einer bittend vor euch steht,
Bin ich es selber, der zu euch steht.“

Ihr großen und kleinen Kindlein zumal,
D schaut nach der Sternlein unnenbare Zahl,
Die rings in eurer nächsten Näh
Sich spiegelt von Oben aus himmlischer Höh,
Und leuchtend euch sagt, wo zu jeder Frist
Ihr finden könnt den heiligen Christ.
In zerbrochenen Scheiben der Hütten all,
Wo kalt der Heerd und leer der Stall;
In der kaltsfeuchten Wand der Kämmerlein,
Wo nackte Menschen nach Nahrung schrein;
In jedem verkümmerten, blassen Gesicht,
Wo die Thräne der Sorge das Auge zerficht,
Da spiegelt vom Himmel der Stern sich drin,
Der zum Dpfen euch ruft nach der Krippe hin.

Carl Fr. Seyffardt.

Das Mütterlein.

Umwogt von Brüssels Stadtgewühl
Steht eine friedliche Kapelle.
Dft zog ein sehnsuchtvolles Gefühl
Mich zu der stillen, heil'gen Stelle.
Doch einst, im schönen Monat Mai,
Wollt ich am Abend gehn vorbei,
Als mahnend sanfter Glockenklang
Mir durch das Ohr ins Herze drang,
So trat ich ein ins Kirchlein kühl.
Da stand auf einem Blumenthron
Die h. Jungfrau mit dem Sohn.
In allen Blumen ihr zu Füßen
Erkannt ich zarte Angebinde,
Die von dem Greise bis zum Kinde
Die Liebe dargebracht der Süßen.
Dazwischen brannten Kerzen helle,
Daß sich der Glanz zum Duft geselle.
So stand in Blum' und Kerzenschein
Sie als die Königin des Mai'n.

Ich sah gerührt die Pracht mir an,
Da kam ein Mütterlein heran,
Das stellte einen Rosmarin
Demüthig zu den Blumen hin,
Ein grünes Kerzlein war entbrannt
Auf seiner ird'nen Scherbe Rand.
Vielleicht war es ihr letzter Cent
Von dem sie liebend sich getrennt,
Der, Kerze nun, die Flamme trug,
Die warm aus ihrem Herzen schlug.
Auch schien mir's, daß die hohe Frau
Mit ihrem Kind gar freundlich schau.
Das Mütterlein ging still dahin,
Mir ward das Herze froh bewegt,
Da hab ich auf den Rosmarin
Dies unscheinbare Lied gelegt.

Umwogt von Brüssels Stadtgewühl
Steht eine Hütte still und kühl,

Darin nach langem, heißem Tag
 Das Mütterlein im Sterben lag.
 Sie war zu schwach um zu genesen,
 Sie hat im Schweiß des Angesichts
 Die Aehren ihres Brods gelesen,
 Und grüßte froh den Strahl des Lichts,
 Der ihren mürben Lebensfaden
 Zerschnitt, um sie zu Gott zu laden.
 Ein frommer Priester war bei ihr;
 Sie war mit allem Trost versehen,
 Zur Gnade Gottes einzugehn,
 Und sprach: Wie leicht, wie wohl ist mir,
 Mir graut nicht vor dem letzten Gang,

Nur vor dem einen ist mir bang,
 Wenn ich nun in den Himmel geh,
 Und die viel tausend Engel seh,
 Weiß ich kein einzig Wort zu sagen.
 Der Priester sprach: Sei ohne Zagen,
 Sobald du dort im Himmel bist,
 Sprich nur: Gelobt sei Jesu Christ!
 Dann wirds durch alle Himmelshallen,
 Durch alle Engelchöre schallen:
 In Ewigkeit, in Ewigkeit! Amen.
 Bei des Erlösers theurem Namen.
 Da neigt ihr Haupt das Mütterlein,
 Entschlies, und ging zum Himmel ein.

J. W. Wolf.

Die Rosen und die Dornen.

Der Herr der Himmel war ein Kind
 Geworden, wie wir alle sind,
 Nur daß im Kinderherzen tief
 Der heilige Friede Gottes schlief.
 Nur daß aus seinen Augen schien
 Ein Strahl die Seelen anzuziehn.
 Nur daß auf seinen Lippen blühte
 Das laute Wort der Lieb und Güte,
 Nur daß die Hände, zart gestaltet,
 Sich zum Gebete gern gefaltet,
 Nur daß die Füße, wie auf Schwingen
 Der Liebe und der Unschuld gingen,
 So war das Kind der Jungfrau, rein
 Ein Kind wie Alle sollten sein.
 Er liebte alle Kinder sehr,
 Die armen Kinder aber mehr.
 Aus ihren Hütten manches mal,
 Holt er sie ab zum Spiel im Thal.
 Dann streiften sie durch Flur und Hain,
 Bis an den hellen Sternenschein.
 Da war am Gras kein Tröpflein Thau,
 Kein Sternlein hoch am Himmel blau,
 Kein Vöglein, das die Lust durchflog,
 Kein Weizenhalmchen das sich bog,

Das nicht des Knaben Sinn berührte
 Und seinen Geist zum Schöpfer führte.

Einst saßen sie am Quellenrand,
 Wo manche wilde Rose stand,
 Ein kleines Mägdlein war dabei,
 Ein Kind vor allen frisch und frei,
 Des reichen Mannes Töchterlein,
 Doch konnte sie nicht widerstehn,
 Den armen Kindern nachzugehn,
 Weil sie daheim so gar allein.
 Und als sie jetzt um Rosen bat
 Das Jesukind in Dornen trat,
 Bis da es Ros' um Rose brach,
 Ein Dorn ihm scharf den Fuß durchstach.
 Da ward es roth, da ward es blaß,
 Und gab ihr Rosen thränennäß.
 Da war das Leid des Mägdleins groß,
 Sie nahm sein Füßchen in den Schooß,
 Und zog heraus den scharfen Dorn,
 Sie wusch es aus am klaren Born.
 Und als den Dorn der Knabe sah,
 Gar ernst und traurig ward er da.
 Er sah sie an, dann sprach er mild:

Die Zukunft schau ich hier im Bild,
Die wilden Rosen sind für dich,
Die Dornen alle sind für mich.

Das Mägdlein aber fürmte fort,
Bergas den Knaben und sein Wort.
Erst lange, lange Zeit darnach
War's, daß der Dorn ins Herz ihr stach.
Als sie am Kreuz auf Golgatha

Den Herrn gekrönt mit Dornen sah,
Als weinend sie den Fuß umschlungen,
Durch den der Sünde Dorn gedrungen,
Als ihre heiße Thräne netzte
Die reine Hand, die Dornverlegte,
Da dachte sie was er gesprochen,
Als er die Rosen ihr gebrochen:
Die wilden Rosen sind für dich,
Die Dornen alle sind für mich.

J. W. Wolf.

Kurzbold.

Sei, wie so hell die Kunde scholl
Durch's Reich gehn freud'ge Sagen:
Der Finkler, Heinrich der Sachse, soll
Die deutsche Krone tragen.

Die salischen Franken ergrimmt in Wuth,
Sie wurden zornentsammet:
In uns fließt Karls des Großen Blut
Und Königen sind wir entflammt.

Und Konrads Bruder Eberhard
Und Gisbert von Lothringen,
Sie riefen zur ehernen Kriegesfahrt
Und zogen die blanken Klingen.

Umsonst mahnt Kuno, Graf von Lahn;
Pflanz keine Aufrehrfahnen:
Auch ich gehöre dem Salier an
Und ehre die hohen Ahnen.

Doch rechtlich ist des Kaisers Wahl,
Ihn haben die Fürsten erkoren,
Auf, mehren wir seine dünne Zahl,
Ihm sei die Treue geschworen!

Da spotten sie laut: Ei, Kurzbold, sieh,
Mit deinem höckrigen Rücken,
Den krummen Beinen, dem schiefen Knie,
Wirfst du den Sachsen entzücken!

Er aber achtet nicht den Hohn
Und zieht auf waldigen Wegen,
Des Reiches echter, treuer Sohn,
Dem neuen König entgegen.

Und als er in das Lager ritt,
Da raunen Herren und Knechte:
Solch kurzer Leib, solch hinkender Schritt
Taugt nimmer zum Gefechte!

Doch rasch begrüßet er im Zelt
Der Heimath Hort und Leiter:
Es droht Empörung dir, mein Held,
Ich zieh mit dir als Streiter!

Der Finkler dankt, doch will der Mann
Ihm seltsamlich erscheinen,
Indeß er sinnt: Gar Großes kann
Gott wirken durch den Kleinen!

Und sieh, ein Haufen Jäger naht
Mit Spießen, Bogen und Stangen,
Sie haben im Harz, auf bergigem Pfad,
Den wilden Bären gefangen.

Rings jauchzt man dem Unthier gewaltig groß,
Da bricht er die Seile in Stücke.
O weh, der Kaiser ist waffenlos!
Das Thier stürzt auf ihn voll Tücke.

O weh, schon droht ein jäher Tod!
Nur Kurzbold weiß zu wagen,
Sein schwirrender Schwertstreich bricht die Noth,
Die Bestie liegt erschlagen.

Und wie sie röchelt im rothen Blut,
Umarmt der Finkler den Franken:
Ich kenne dich kaum, du machst es gut,
Schon muß ich mein Leben dir danken!

Bald ritten sie von dem Elbe-Fluß
Entgegen den trotzig Wenden,
Da ließ ein Riese frechen Gruß
Und kühne Botschaft senden.

Herr König, ich schlage Mann um Mann
Im Zweikampf aus deinem Heere!
Da ging Herr Kurzbold den Finkler an:
Ich stelle mich zur Wehre!

Er zog hinaus. Dem Riesen gefällt
Der Zwerg zum Waffentanze,
Doch bald ist ihm die Brust zerspältt
Von Kurzbolds klingender Lanze.

Die Feinde fliehn in wirrer Flucht;
Der Finkler umarmt den Franken:
Im Männerkampf, hei, welche Wucht!
Dir hab ich mein Heer zu danken!

Nun ging zum grünen Rhein die Fahrt,
Den Aufruhr dort zu zwingen,
Es gilt dem Salier Eberhart
Und Giselbert von Lothringen.

Gen Breisich naheten sie dem Rhein.
Da fliehn die Empörer am Strande
Und springen in den Kahn hinein
Und stoßen rasch vom Lande.

Doch Kurzbold wirft den Spieß mit Macht
In seiner Feinde Munde,
Er trifft das Schiff, daß es zertracht,
Sie sinken all' zu Grunde.

Sie finden all den Tod im Fluß,
Der Finkler umarmt den Franken:
Nun geb ich dir den Bruderkuß,
Dir hab ich das Reich zu danken!

Dir dank' ich Leben, Heer und Reich!
So ruft Herr Heinrich von Sachsen,
Dem König Heil und dem Land zugleich,
Wo solche Treue mag wachsen.

Seitdem ist Kurzbold in Stadt und Zelt
Des Königs liebster Genosse.
Sie ritten zum Streit in Heid' und Feld
Und tagten zusammen im Schlosse.

Wo hatten die deutschen Kaiser doch
Nicht sämtlich solche Vasallen!
Es stände das Reich, hehr, herrlich, hoch
Noch vor den Reichen allen!

Wolfgang Müller von Königswinter.

Die goldene Feder.

Eine goldne Feder fiel
Aus Gabriels Gefieder:
Der losen Lüfte Spiel
Allmählich sank sie nieder
Zur Erde leise, leise,
Doch sicher ging die Reise.

Am Berge Golgatha,
Da blieb sie endlich hängen,
Es fühlte wer sie sah
Unsägliches Verlangen:
Erwerben wollte Jeder
Die große goldne Feder.

Man griff nach ihr, man zog:
 Sie lag wie Blei am Plage;
 Auch nicht ein Klümchen bog
 Gewalt am goldnen Schätze.
 Man schirrte zwanzig Rinder
 Davor, das half noch minder.

Da sah ein weiser Mann
 Der Menschen thöricht Streben,
 Er seufzte: gleich begann

Die Feder aufzuschweben:
 Vom Seufzerhauch gehoben
 Entschwebte sie nach oben.

Die ew'ge Wahrheit zieht
 Kein Menschenwitz hernieder;
 Versucht es, sie entflieht
 Und schwebt zum Himmel wieder:
 Mit Gabeln und mit Schrauben
 Bezwingt ihr nicht den Glauben.

Carl Simrock.

Die Kählein.

Da war auf Erden gutes Leben,
 Da hat's für alle satt gegeben,
 Als noch den ganzen Halm entlang
 Die Körner schwoollen dichtgedrang
 Wie jetzt nur um die Spitze noch.
 Wie kam das so? Erzähle doch!

„Als des Getreides war so viel,
 Die Menschheit trieb ein frevles Spiel
 Mit der Gottesgab' im Ueberfluß.
 Gott Vater sah es mit Bedruß,
 Wie sie das Brot mit Füßen traten:
 Zerstören wollt er gar die Saaten;
 Er gab auch schon im Zorn Befehl
 Seinem Engelsfürsten Michael,

Die Aehren ganz vom Halm zu streifen:
 Keine Ernte sollt' uns fürder reifen.

Da hatte noch zur Zeit Erbarmen
 Die Mutter Gottes mit uns Armen.
 Sie trat vor die Dreifaltigkeit:
 „Wenn Ihr dem Menschen böse seid,
 Wie das denn nicht unbillig ist,
 So laß doch, lieber Jesu Christ,
 Zwei Zoll lang meinen Kählein stehn,
 Daß sie nicht mit zu Grunde gehn.

Das kluge Wort, das sie gesprochen
 Hatte den größten Zorn gebrochen:
 Marieen danken wir die Aehren,
 Die uns bis diesen Tag ernähren.“
 Carl Simrock.

Himmliche Processionen.

Nicht bloß in niedern Erdenzonen,
 Auch im Himmel gehen Processionen,
 Voraus unschuldiger Kinder Zahl,
 So viele da sind im Himmelsaal.
 Nur wenn die Mütter um sie weinen
 Bittere Zähren, das hindert die Kleinen:

Ihre Hemdchen sind von Thränen naß,
 Sie können nicht mit: wie Schad' ist das!
 „Ach Mutter, was weinst du die Augen blind
 Und bringst um die himmlische Freude dein Kind!
 Bei der Mutter Maria bin ich so gern:
 Mutter auf Erden, was hältst du mich fern?“

Der unschuldigen Kinder Zahl ist groß,
Die da sitzen in Mariens Schooß,
Oder spielen um ihres Kleides Saum;
Für Tausende hat ein Fätlein Raum.
Sie weiß der Kleinen so lieblich zu warten:
Sie führt sie in den Himmelsgarten
Am Sonnwendtag, in die rothen Beeren,
Wenn es die irdischen Mütter nicht wehren.
Denn die des Kindes so vergift,
Daß sie vor der Zeit die Beeren ißt,
Die trifft die Schuld, wenn Maria spricht:

„Du Armes bleibst und folgst mir nicht;
Deine genäschtige Mutter hat
Dein Theil gegessen an deiner Statt.“

Eine gute Mutter, die das weiß,
Wehrt dem Gelüste drum mit Fleiß.
Ist ihr ein Kind vorangegangen,
Nach keiner Beere wird sie langen.
„Das thu ich meinem Kind nicht an:
Kann warten bis nach St. Johann.“

Carl Simrock.

Das Breidorf.

Es ging ein Kind in den dunkeln Wald —
„Lieb Kindlein, wie bist du bleich und kalt?“

„„Wohl bin ich kalt, wohl bin ich bleich —
Meine Mutter friert und hungert zugleich!““

„So nimm dies Töpfchen, und sprichst du: Geh!
So kocht's dir Brei, doch sprichst du: Steh!“

So stellt's alsbald sein Kochen ein —
Geholfen ist dir und dem Mütterlein!“ —

Einst war das Mädchen nicht daheim,
Der Mutter lüftert's nach süßem Schleim.

Sie sprach: „Topf geh!“ und als sie satt,
Das zweite Wort sie vergessen hat.

Das Töpfchen kocht und kocht — o Graus!
Bald füllt sich die Stube, die Flur, das Haus.

Durch Fenster und Thüren quillt der Brei,
Die Nachbarn laufen erstaunt herbei.

Es füllt die Straße, füllt den Ort,
Doch keiner weiß das rechte Wort —

Da kommt das Kind aus dem Walde her:
„Topf, steh!“ Nun kocht der Topf nicht mehr.

„„Und kocht nun auch der Topf nicht mehr,
Wo kriegen wir jezo Häuser her?““

„Ei, spricht das Kind, so gebt euch dran:
Eß Jeder, was er essen kann!“

An's Essen ging's — es war 'ne Lust!
Just stand die Welt in Frühlingsblust;

Erst als der Winter, der kalte, naht,
Jedweder Bauer sein Haus betrat.

Man soll auch nichts zum Laufen bringen,
Kann man's nicht auch zum Stillstand zwingen!

Alex. Kaufmann.

Prinzchen und Prinzesschen.

I.

Prinzchen und Prinzesschen wohnten in einem prächtigen Schlosse, welches mitten in einem großen Lustgarten lag. Es war vom Boden bis in die Dachspitze von glänzend weißem Marmor gebaut und so hoch, daß es mit den Thürmen fast bis in die Wolken ragte.

Eine gewaltig breite Treppe führte zu den silberbeschlagenen Thüren hinauf, und oben auf derselben waren zwei Schildwachen, die gingen Tag und Nacht mit den blanken Säbeln auf und ab, und mußten jedesmal präsentiren, wenn Prinzchen und Prinzesschen den Kopf zu der silberbeschlagenen Thüre hinaussteckten.

Prinzchen hatte an dem Präsentiren einen rechten Gefallen und kam wohl zwanzigmal des Tages auf die breite Marmortreppe. Prinzesschen war auch eitel genug, aber sie stellte sich nur von Weitem an den plätschernden Springbrunnen vor der Treppe und schaute zu den vielen glitzernden Fenstern hinauf, als lugte sie nach ihrem Papageien, der im Messingkorbe hing, oder nach ihrem Wachtelhündchen, das am Fenster auf dem rothseidenen Polster schlief.

Es ist gar nicht zu glauben, was die vornehmen Kinder für schöne Sachen haben; unser einer kann sich das kaum vorstellen; und ich weiß manches Kind, das froh wäre, wenn es nur das haben dürfte, was Prinzchen und Prinzesschen verächtlich mit Füßen treten.

Sie hatten eine ganze Reihe von Zimmern, darin hingen Spiegel in Goldrahmen, die bis auf den Boden reichten; der Fußboden war mit bunten Teppichen belegt; auf den glänzenden Tischen prangten allerlei wunderliche Figuren aus Glas und Porzellan, welche die Augen verdrehen und die Lippen bewegen konnten; auf zierlichen Blumenbänken blühten gar schöne Blumen in vergoldeten Töpfen, und an den Wänden hingen so schöne Gemälde, daß man sich gar nicht satt sehen konnte.

Aber Prinzchen und Prinzesschen achteten wenig darauf; ich glaube, Manches hatten sie noch nie recht angesehen, weil sie fast alle Tage etwas neues erhielten. Auch blieb ihnen wenig Zeit zum Beschauen übrig, weil sie oft stundenlang auf dem weichen Sopha lagen und schliefen oder sich zankten, wer am schönsten angezogen sei.

Nun willst du gern wissen, wer denn eigentlich am schönsten war, und ich soll dir Alles beschreiben; aber das ist eine schwere Arbeit; denn in den großen Schränken hingen so viele Kleider, daß sie alle Tage anders ausfahen; ja, Prinzesschen wurde oft an einem Tage dreimal ungekleidet, wann gerade Besuch auf dem Schlosse war. Nun, etwas kann ich dir doch sagen: Zuweilen trug Prinzchen eine Husaren-Uniform. Die Knöpfe waren von Silber und der Säbelgriff von purem Golde. Es sah närrisch genug aus, wenn Prinzchen einen Schnurrbart unter die Nase steckte und mit gesporteten Stiefeln und gezogenem Säbel den Teppich auf und ab marschirte und Prinzesschen exerziren ließ, daß ihr in dem engen Schnürleibe die Brust wehe that.

Prinzesschen trug manchmal ein schneeweißes Kleid, das war von so feinem Seidengewebe, daß man es gemächlich in einen Fingerhut stecken konnte. Das Kleid war am Halse und an den Ärmeln mit goldenen und himmelblauen Blumen gestickt und hatte einen Saum, der leuchtete, wie der Mond. Um den Leib war ein breiter Gürtel geschlungen, der blühte und schimmerte von edeln Steinen, wie die feurige Sonne. Auf den schwebenden Ringelböckchen saß ein goldenes Krönchen, welches Prinzesschen nie ablegte. Nur wenn sie des Abends in ihr goldenes Himmelbettchen stieg, legte sie es neben sich auf das Kissen, hielt aber immer die Hand darauf, daß es ihr Niemand im Schlafe wegnehmen konnte.

II.

Was kann es Schöneres geben, als einen schönen Sommermorgen! Die Sonne bligte über das duftige Gras in den Wiesen und strahlte um die bunten Blumen im Schloßgarten. Die Fische hüpfen in den blauen Wellen und die Vögel fangen in den Zweigen der hohen Bäume ihre Lieder, daß es eine rechte Lust war.

Prinzchen und Prinzesschen hatten von dem Jubel der Menschen und Thiere nichts vernommen, weil sie bis zehn Uhr hinter den schweren seidenen Vorhängen schliefen. Berdriefflich und mürrisch kamen sie endlich zum Frühstück. Auf einem elfenbeinernen Tischchen standen Chocolate und Kaffee, Milch mit süßem Rahm und mancherlei Zuckerwerk, auch Honig und Lebkuchen. Wenn ich hätte mit Frühstücken dürfen, die goldenen Messer und Gabeln und die silbernen Teller wären mir gewiß gut genug gewesen, aber Prinzchen und Prinzesschen schmälten gewaltig, daß der Tisch so schlecht servirt sei. Als die Zofe alle Sachen noch besser und schöner brachte, aßen sie doch nichts, weil sie sich am gestrigen Abend den Magen verdorben hatten.

Prinzesschen forderte ein Glas Limonade und als es kam, ließ sie es unberührt stehen. Prinzchen wollte durchaus Braten zum Frühstück haben. „Aber der Arzt hat es verboten!“ wagte die Zofe zu sagen.

„Darum gerade will ich Braten!“ gab Prinzchen trotzig zur Antwort. So mußte die Zofe Braten holen. Als er kam, hielt ihn Prinzchen der Käse vor. Aber Miezchen dankte schön, denn Braten war in diesem Schlosse höchstens gut genug für die großen Hofhunde.

Nach einer halben Stunde trat ein schwarzgekleideter Herr ein. Es war der Lehrer, der alle Tage dreimal kommen mußte, um die Königsfinder zu unterrichten.

Prinzchen sprach: Der dumme Unterricht! Könnten wir nicht lieber exerciren oder Häuschen bauen?

Prinzesschen aber that, als ob sie den Lehrer gar nicht bemerkt habe, und begann, ihre Puppe auszukleiden.

Nach einem fleißig verlernten Stündchen, sagte der Lehrer, bleibt noch immer Zeit zum Spielen; und es ist der Wille des Königs, daß seine Kinder das Spiel nur als Belohnung des Fleißes betrachten sollen.

Es dauerte lange, bis sie sich endlich bereden ließen, ihre Lesebücher zu nehmen, und als sie wirklich zu lesen begannen, da wollte es gar nicht vorwärts, denn auf der weißen Gardine kroch eine schwarze Fliege in allerlei Zickzacken auf und ab, die machte Prinzchen und Prinzesschen so viel zu schaffen, daß sie unmöglich auf das Lesen Acht haben konnten.

Da sprach der Lehrer: Da Sie so großes Vergnügen an der Fliege finden, so will ich sie fangen und Sie mögen sie einmal recht genau betrachten.

Das gefiel den Königsfindern. Der Lehrer ging zur Gardine und schnappte die Fliege. Die Kinder besahen die Fliege ganz genau und gaben auf alles Acht, was der Lehrer von ihr sagte.

Da Sie so wohl Acht geben, sprach der Lehrer, so will ich Ihnen auch die Lebensgeschichte dieser Fliege erzählen. O ja, ja! riefen die Kinder und rutschten dem Lehrer auf die Kniee.

Diese Fliege, hub der Lehrer an, war früher ein königlicher Prinz, der gar nicht lernen wollte und deshalb von Tag zu Tag dümmmer wurde, bis er zuletzt an Verstand nichts mehr vor einer Fliege voraus hatte. Das sah der liebe Gott durch sein Himmelsfenster und sagte: So mag denn der Bube auch eine Fliege werden, die nichts versteht, als Naschen und Schmutz machen. Wups! war die Geschichte fertig, und der Prinz kroch als Fliege über die Gardinen.

Du, sagte Prinzesschen zu Prinzchen, sei nicht dumm! Das geht uns an. Da ging auch Prinzchen ein Licht auf und sie sprangen beide vom Schooße des Lehrers und liefen aus dem Zimmer hinweg.

Der Lehrer sah ihnen unwillig nach und sprach: Euch muß die Zuchtruthe Gottes kommen, wenn es Euch wohl gehen soll.

III.

Hinter dem Schlosse lag der Thiergarten; da hinein liefen die Kinder. Dort wimmelte und wogte es von allerlei Thieren. Ich glaube, es ist kein Thier in der Welt, was dort nicht zu finden war. Auf den Wiesen sah man fremdländische Hühner, Pfauen, Strauße, Casuare und was der seltenen Vögel mehr sein mögen. Hasen, Kaninchen und Gänguruhs hüpfen dazwischen oder saßen spielend im Grase. Alle aber waren so zahm, daß sie herbei kamen und den Königskindern aus den Händen fraßen.

Auf den Teichen schwammen sonderbare Enten und Gänse und an einem derselben hatte eine ganze Familie von Ratten und Wassermäusen ein außerordentlich niedliches Häuschen, worin sie die Fische verzehrten, die sie aus der Tiefe holten.

In weiten Marmorbecken schwammen See- hunde und Robben und plätschten mit dem plumpen Schwanz, daß das salzige Wasser über den Rand spritzte.

Mitten durch den Garten floß ein Bach; in demselben schwamm sogar ein Krokodill umher, das den gefräßigen Nachen aufsperrte, als ob es Jeden verschlingen würde, der sich ihm nahte.

Besonders schön aber war es in dem großen Gebäude, welches die Thierwärter die Menagerie nannten. An allen Wänden sah man ausgestopfte Vögel in den buntesten Farben. In den großen Käfigen saßen Papageien und Kakadu's auf kupfernen Stangen und schriegen: Prinzchen! Prinzchen! In andern Käfigen flatterten alle möglichen Arten von buntschillernden Colibri's; einige davon waren kaum größer, als eine dicke Erbse.

Am meisten vergnügten sich die Kinder an den possirlichen Sprüngen der Affen und Meerfazen, die allerlei närrische Streiche machten. Am längsten hielten sie sich bei dem Orang-Utang auf, der sein eigenes Stübchen mit Bett, Tisch, Stuhl, Kommode und Waschbecken hatte, und an dem Gitter die lächerlichsten Grimassen schnitt.

Nachdem sie sich an den eingesperrten Thieren müde gesehen, brockten sie den Goldfischchen Brodkrümchen in das Marmorbassin und liefen dann zwischen den prächtigen Blumen umher, von einer Bank auf die andere, bis sie auch dessen satt wurden.

Da bemerkte Prinzchen ein eisernes Gitter in der Mauer, das sie noch nie gesehen hatte. Sie sprang darauf zu und drehte daran. Es war, als ob das Gitter lebendig geworden wäre, denn Prinzchen wurde mit herumgeschoben und ehe sie daran dachte, stand sie vor der Mauer außerhalb des Gartens. Sie wollte zurückkehren, aber ein eiserner Haspel verwehrte es ihr. Da rief sie Prinzchen zu, er solle ihr helfen. Aber es ging Prinzchen nicht besser, und so standen sie beide außerhalb der Mauer.

Sie versuchten, die Mauer zu übersteigen, aber sie war zu hoch; sie schriegen, aber Niemand hörte sie.

Was machen wir lange Umstände, sprach Prinzchen; komm, wir wollen der Mauer folgen und werden dann bald vorn an das Schloß gelangen.

Anfangs ging das gut, aber bald wurde das Dornestrüpp an der Mauer so dicht, daß sie auf die Seite biegen mußten, um durchzukommen, und so geriethen sie unvermerkt immer tiefer in den Wald hinein, bis sie zuletzt von der Mauer nichts mehr sahen und sich gänzlich verirren.

Da fing Prinzchen jämmerlich zu weinen an, denn sie glaubte, nun würden die Wölfe sie fressen. Prinzchen aber sprach ihr Muth ein und meinte, sie hätten jetzt die beste Gelegenheit, einmal nach Herzenslust im weiten Walde herumzuströmen. Das leuchtete Prinzchen ein; sie ließ sich beschwichtigen und war am Ende noch stolz darauf, das geheimnißvolle Gitter entdeckt zu haben.

IV.

Weiter und immer weiter schlenderten sie in den dunkeln Wald hinein und freuten sich der gewaltigen Eichenbäume, die ihre Kronen über ihren Häuptern wölbten und so geheimnißvoll schauerlich rauschten.

Auf einem derselben saß ein bunter Vogel, so schön, wie sie nie einen gesehen hatten. Prinzesschen konnte sich nicht satt daran sehen. Das ist gewiß der Vogel Weißalles, von dem uns die Amme erzählt hat, sprach sie: wer den hat, der braucht nicht zu lernen und ist doch klüger als der Lehrer.

Wer ihn dann hätte! sprach Prinzchen.

Ei, du kannst ja gut klettern, gab Prinzesschen zur Antwort, so klettere nur hinauf und hole ihn.

Prinzchen ließ sich bereben und kletterte den knorrigen Stamm hinan, während die Schwester sich in die Waldbeersträucher hinreckte, den am Boden kriechenden Epheu ausrupfte und ein zierliches Kränzchen um ihr Krönchen flocht.

Der bunte Vogel aber schien den Königsknaben recht necken zu wollen, denn wenn Prinzchen so nahe bei ihm war, daß er ihn mit der Hand haschen konnte, dann flog er plötzlich einen Zweig höher, wo er dann wieder so lange ruhig sitzen blieb, bis Prinzchen die Hand ausstreckte. So huschte er höher und höher, bis er zuletzt in der höchsten Spitze saß. Der schwanke Ast schaukelte unter Prinzchens Füßen und es graute ihm, noch höher zu steigen; darum rief er aus dem Laube herab: Prinzesschen, ich kann nicht mehr! Ich muß hinunterklettern!

O du Prahler, sprach Prinzesschen, der immer so groß thut und mit seinem Husarenhäubel stunkert, wie ein rechter Soldat, und jetzt nicht einmal Herz genug hat, auf einen Ast zu steigen! Du wirst mir einmal ein schöner König!

Das wollte Prinzchen nicht leiden, darum faßte er Courage und erkletterte die schwankende Spitze. Just wollte er das Böglein ergreifen, als dieses die Federn sträubte, den Kopf ihm fest entgegenstreckte, den gelben Schnabel öffnete und das blutrothe Zünglein hin- und herbewegte.

„Prinzchen,“ sprach es, „du bist deinem Vater entlaufen; du machst ihm und deinem Lehrer großen Kummer. Kehre um und werde

besser! Willst du aber nicht, so werde ich dich empfindlich strafen!“

Da ward es Prinzchen ganz grausig zu Muthe und er zog schon die Hand zurück. Aber Prinzesschen rief: Ei, dummes Zeug! Laß den Vogel sprechen; er hat nicht die Macht, dir was zu thun! Bist du nicht stärker, als der Vogel? Und gehört der Wald nicht unserm Vater? Aber dir fehlt der Muth! Du fürchtest dich vor einem winzigen Böglein!

Da wuchs Prinzchen der Stolz wieder und er griff hastig nach dem drohenden Vogel; dieser aber duckte sich und flog davon. Der Knabe, der sich im Eifer zu weit übergelegt hatte, verlor das Gleichgewicht und stürzte von der Spitze des Eichbaumes herab durch die grünen Nester neben Prinzesschen in die Waldbeersträucher nieder.

Diese schrie laut auf vor Schrecken, schlug aber bald in ein lautes Lachen um, als sie sah, daß die schöne Husarenuniform allein Schaden genommen hatte. Du magst noch lachen, sprach Prinzchen ärgerlich, du siehst doch nicht viel besser aus. Jetzt erst gewahrte sie, daß ihr weißes Kleid voll Waldbeerflecken war. Vor Verdruß hätte sie aus der Haut fahren mögen. Aber das thut sich nicht gut und so ließ sie es lieber bleiben und wandelte mit dem Bruder weiter in den Wald hinein.

An einer lichten Stelle stand ein Heiligenhäuschen. Es war gerade, als ob es so recht mit Absicht für die beiden Kinder hingesezt wäre.

Im Grase neben dem Heiligenhäuschen saß ein schöner Knabe mit goldgelben Locken, der wand aus Wiesenblumen einen Kranz und sang ein frommes Lied.

Was willst du mit dem Kranze, fragte Prinzesschen? Schenke ihn mir, daß ich ihn um mein Krönchen winde.

Ei, sprach der Knabe, wie sollte ich ihn dir schenken, die du deinem Vater entlaufen bist! Er ist für die Muttergottes im Bildstocke da. Als mein kleines Schwesterchen noch lebte, da wanden wir die Kränze zusammen; aber das haben die Engel in den Himmel getragen; dort sitzt es bei der Mutter Gottes und darf mit den Engeln spielen. Darum muß ich

die Kränze allein winden, bis auch ich in den Himmel geholt werde.

Kommt her, ihr Königsfinder, setzt euch zu mir; wir wollen ein „Vaterunser“ beten.

Den Kindern wurde es etwas weich ums Herz, und es fehlte nicht viel, so hätten sie sich hingekniet, wenn nur nicht der Stolz gewesen wäre. So aber gingen sie weiter und ließen den Knaben allein beten.

Schon begann die Sonne zu sinken und spielte mit Goldkugeln durch das westliche Blättergewölbe des Waldes. Die Kinder hatten ihre Freude an dem schönen, funkelnden Schauspiel und wanderten immer weiter, bis endlich die goldenen Strahlen gänzlich verschwanden und graue Dämmerung sich über die Gipfel der Bäume legte.

Es wird ja ganz dunkel, sprach Prinzesschen und wir sind weit im Walde; es will doch noch nicht Abend werden? O weh, nun werden wir sicherlich den Rückweg verfehlen!

Hast du denn so große Eile wieder nach Hause zu kommen, wo du lernen mußt und nicht thun kannst, was du willst? fragte Prinzchen.

O, ich wollte gern die Nacht im Walde bleiben, gab sie zur Antwort, wenn ich mich nur nicht fürchtete.

So lange es noch nicht stockfinster war, hatte Prinzchen guten Muth. Laß nur das Weinen, sagte er, ich bin ja bei dir. Bald geht auch der Mond auf, und überdies werden sie uns vom Schlosse aus mit Fackeln und Laternen entgegen kommen.

V.

Als aber der Mond ausblieb, auch keine Fackeln und Laternen kamen und sie in der Dunkelheit gegen die Baumstämme liefen, da wurde auch Prinzchen kleinlaut und sprach: Liebes Prinzesschen, ich wünschte, ich hätte den bunten Vogel in Ruhe gelassen. Als er mir drohte, sah er so böse aus, wie ein Mensch, der einem etwas Schlimmes zufügen will. Der Vogel bringt uns Unglück!

Prinzesschen schmiegte sich zitternd an den Bruder an und sprach: Liebes Prinzchen, sprich doch nicht von dem Vogel. Sieh einmal in die

Luft. Er fliegt immer wie ein rothes Flämmchen vor uns her und sperrt den gelben Schnabel auf. Schau, er wird ordentlich größer und leuchtender.

Prinzchen schaute auf. Auch er sah den Vogel, und es kam ihm vor, als fielen kleine Flämmchen von des Vogels Brust, die in der Luft zu großen Buchstaben wurden und sich zu einem Worte aneinanderreichten. An allen Baumstämmen stand mit Flammenschrift das Wort:

Besserung!!!

Er wollte das Wort nicht mehr lesen und drehte seinen Kopf nach der Seite, aber auch dort stand das Wort, und hinter ihm und über ihm; endlich las er es sogar auf seinen Kleidern und an seinen Händen. Da schloß er die Augen zu und meinte so, den bösen Flämmchen zu entrinnen; aber auch das half nichts; das böse Wort schien ihm durch die Augendeckel, schien ihm bis in das bange Herz hinein.

Prinzesschen, sprach er, siehst du auch das flammende Wort?

Freilich! sprach sie; auch ich bin so gar ängstlich und fürchte mich doch zu weinen.

Prinzchen hatte alle Courage verloren; er blieb stehen und rief jammernnd in den Wald hinein: Vater! Vater!

Da schallte es aus allen Zweigen:

Besserung! Besserung!

Der Ton war so grausig, daß sich die Kinder vor Angst in's Gesträuch duckten. Hier hielten sie sich fest umschlungen und weinten lange mit geschlossenen Augen.

Was soll das Flammenwort bedeuten? fragte Prinzesschen. Was will es von uns!

„Wir sollen uns bessern.“

„„Worin denn, Prinzchen?““

„Wir sollen die Schildwache nicht mehr quälen.“

„„Ja, und die Zofe.““

„Und das Stubenmädchen.“

„„Und den Lehrer.““

„Ja, und sollen mit dem Frühstücke zufrieden sein.“

„Und nicht mehr faul auf dem Sopha liegen.“

„Und nicht mehr zanken.“

„Und nicht vom Schlosse weglaufen.“

„Und keine Vögelchen mehr fangen wollen.“

„Weißt du was, wenn wir glücklich aus dem Walde kommen, wollen wir uns sicher bessern.“

„Ja, sicher! Sonst werden wir am Ende auch noch in Fliegen verwandelt.“

Kaum waren diese guten Vorsätze ausgesprochen, so war das Flammenwort überall verschwunden und das Vögelchen flog hinweg und rief:

Verzeihung!

Jetzt ging der Mond auf und man konnte die Bäume erkennen. Es wurde immer heller und vor ihren Füßen schlängelte sich ein breiter, zierlich mit Sand bestreuter Weg.

Prinzchen dachte, der Weg müsse zum Schlosse führen und Prinzesschen meinte, so ein Weg sei nahe am Thiergarten, und sie würden bald an das Gitter kommen.

Wie durch einen Zauberschlag kehrte nun beiden der Muth zurück und sie konnten gar nicht begreifen, wie sie so furchtsam hatten sein können.

Der dumme Vogel! sagte Prinzesschen, der ist eigentlich an Allem Schuld. Und es dauerte nicht lange, so stimmte Prinzchen, der die Flammenworte nicht mehr sah, in die Schmähungen ein.

Besserung? sagte er. Wofür sind denn die Jose und die Schildwache und das Stubenmädchen und der Lehrer da? Wir sind doch KönigsKinder, da müssen wir doch etwas voraus haben.

Da hast du Recht, sprach Prinzesschen; ich werde zwar nicht mehr in den Wald gehen, weil man so schreckliche Angst bekommen kann, und weil so häßliche Vögel drin wohnen; aber was der Vogel sagt, das thue ich nun einmal recht nicht; denn, weil wir KönigsKinder sind, so haben wir auch über die Vögel zu befehlen.

Auf einmal ging eine schwarze Wolke vor dem Monde her; der schöne Weg war nicht

mehr zu sehen. Die Kinder verwickelten sich in einem Dornesträuche und zerkrasteten sich die Hände. Die Wolke wollte gar nicht vor dem Monde weggehen; ja es wurde noch immer dunkler.

VI.

Wenn ich nur einen Baum finden könnte, sprach Prinzchen, so kletterte ich hinauf und sähe, ob nicht ein Licht im Walde schimmert. Vielleicht wohnt ein Köhler oder ein Jäger darin. Und sie riefen wieder: Vater, Vater! Aber es blieb Alles stumm.

Endlich erhob sich der Wind, und sie konnten an dem Säusen merken, daß sie nahe bei Bäumen waren. Prinzchen breitete die Arme aus und tappte mit den Händen umher.

Jetzt hatte er einen Baumstamm erwischt; er wollte hinaufklettern, doch war die Rinde so glatt, daß er immer wieder herabrutschte.

Prinzesschen, sagte er, stütze Knie und Hände auf den Boden, so steig' ich auf deinen Rücken und kann besser hinauf. Ueber ein solches Verlangen würde sie sonst sehr geschmäht und gezankt haben, aber ihre traurige Lage hatte sie so demüthig gemacht, daß sie sich wie ein Pferdchen geduldig an dem Stamm niederließ.

Prinzchen stieg auf ihren Rücken und Prinzesschen mußte sich langsam erheben bis sie aufrecht stand. Dann stieg er auf ihre Schultern und konnte von hier aus glücklicherweise einen Ast erreichen. Flink kletterte er nun empor und setzte sich in dem Laubwerk zurecht, um ein Licht zu erspähen.

Wirklich sah er von Weitem einen hellen Schimmer. Er that einen Freudenschrei in den Wald hinein, merkte sich die Richtung ganz genau und rutschte dann wieder den glatten Stamm hinab. Ich wundere mich nur, sagte er, daß ich unser Schloß nicht sehen konnte, das doch so hoch liegt und so viele lichte Fenster hat.

Das schien auch Prinzesschen wunderlich, aber sie waren schon sehr getröstet, auch nur ein einziges Licht gesehen zu haben, und schritten durch Dornen und Gestrüpp demselben zu. Bald jedoch verloren sie die Richtung und

Prinzchen mußte von Neuem auf einen Baum steigen. Das wiederholte sich so oft, bis ihnen endlich, zwischen dicken Baumstämmen hindurch, ein erleuchtetes Fenster entgegenblickte und sie plötzlich vor einer alten Hütte standen.

Schau einmal durch's Fenster! sprach Prinzessen zu ihrem Bruder; ich bin so schrecklich müde, daß ich sogleich niedersitzen muß.

Prinzchen that es.

„Was siehst du?“

„Nichts Schönes! An der Mauer brennt ein Holzfeuer, woran eine alte Frau sitzt. Daneben auf dem Stroh liegen zwei zerlumpete Kinder und in der Ecke liegt ein doppelnaziger Hund.“

„Wie sieht die Frau aus?“

„Sie hat Warzen und Runzeln im Gesicht, tiefende Augen und einen langen, gelben Zahn im Munde, der geht ihr bis an das Kinn.“

„Bah! das muß häßlich sein!“

„Ja, sehr häßlich, Prinzessen!“

„Was thut die alte Frau?“

„Sie lieft in einem räucherigen Buche und rührt in einem Kessel.“

„Was thun die Kinder?“

„Sie schlafen, und mir dünkt, ich höre sie schnarchen. Komm, schau auch einmal.“

Prinzessen schaute auch durch das Fenster und es wurde ihr vor dem runzelichen Gesichte mit dem gelben Zahne ganz bange.

Sollen wir anklopfen? fragte Prinzchen. Ach, ich möchte noch lieber im Walde schlafen, antwortete Prinzessen, aber freilich, da könnten die Wölfe kommen und fressen uns im Schlafe auf.

Da schlug der doppelnafige Hund ein Geheul an, daß Prinzchen und Prinzessen rasch zurücksprangen.

VII.

Die alte Frau aber hatte schon genug gemerkt. Sie stieß mit ihrem Krückstocke das Fenster auf und freischte: Kommt nur herein, Kinderchen, hier findet ihr ein lustiges Feuer und ein gutes Abendessen!

Die Kinder wollten in den Wald springen, aber in einem Hui war der große Hund hinter

ihnen her und trieb sie zu der geöffneten Thüre, wo sie die häßliche Alte empfing.

Kaum waren sie eingetreten, so reichte sie Prinzchen den hölzernen Löffel und sprach: Da, rühre ein Weilchen, ich bin müde. Wie ungern er es auch that, so fürchtete er sich doch, nein zu sagen. Prinzessen aber drückte sich schein in einen Winkel und sah schweigend in die Flamme.

Wer seid ihr, und woher kommt ihr? fragte die alte Frau.

Wir sind Königskinder, antwortete Prinzchen, und kommen aus dem hohen Marmor-schlosse im Thiergarten.

Und ich bin eine Here, sprach die Frau. Ihr sollt bei mir bleiben, mir helfen Salbe kochen und meine Schuhe putzen.

Da wurde Prinzessen so erschrocken, daß sie laut aufschrie und die beiden Kinder am Heerde weckte.

Prinzchen ließ den Rührlöffel fallen, daß von dem überlaufenden Geföche die Flamme an's Stroh gerieth. Die Here streckte nur den Finger aus, und die Flammen verlöschten.

Jetzt setzte sich die Here eine große kupferne Brille auf die Nase und besah die Königskinder recht genau. Dann sprach sie: Ihr werdet Hunger haben! Und damit holte sie ein paar harte Schwarzbrotkrusten aus der Tasche des schmutzigen Kleides, die sie ihnen vorhielt. Aber die Kinder konnten vor Ekel nicht essen, und sagten: Wir haben keinen Hunger!

Nun, so legt euch schlafen, sprach sie und schüttelte mit dem Krückstocke das faule Stroh etwas auf.

Prinzchen war müde und streckte sich ohne viel Bedenkens auf das harte Lager. Prinzessen sah sich nach einem Bette um; das merkte die Here und sagte lachend: Nur immer nieder, Prinzessen, Federn giebt's hier nicht!

So mußte sich also Prinzessen niederlegen. Sie nahm das goldene Krönchen ab, legte es neben sich und hielt nach ihrer Gewohnheit die Hand darauf. Aber die Here nahm ihr das Krönchen weg und legte es auf den Kaminsims, blies die Flamme aus, setzte den

schäumenden Kessel vor den Herd und legte sich neben die Kinder auf das Stroh.

Das Strohlager war so hart und die Here schnarchte in der Nacht so laut, daß Prinzchen und Prinzesschen gar nicht schlafen konnten.

Schläfst du? fragte Prinzesschen ganz leise.

Ich kann nicht schlafen, antwortete Prinzchen; ich muß immer an mein goldenes Himmelbettchen denken.

Ich auch, und an mein Krönchen, das mir die garstige Here abgenommen. Morgen verlange ich es zurück; denn auf dem schwarzen Kaminsims wird es ganz räucherig.

Ich fürchte, sie wird es dir nicht geben; es schien ihr so zu gefallen, daß sie es am Ende morgen selbst aufsetzt.

Pfui, Prinzchen, wie magst du so sprechen! Das garstige Weib wird doch mein hübsches Goldkrönchen nicht aufsetzen. Und wenn sie es thun will, so leid ich es garaus nicht.

Was willst du aber gegen sie machen?

Ich freilich, ich bin zu schwach; aber du hast ja deinen Hufarensäbel, mit dem kannst du ihr den langen gelben Zahn aus dem Munde schlagen.

Oder noch besser, fuhr Prinzesschen fort, ich hole mir das Krönchen gleich selber. Schon wollte sie aufstehen, aber vor Schrecken fiel sie wieder nieder, denn die alte Here kreischte mit ihrer häßlichen Stimme: Wartet, ich will euch helfen, alten Leuten Uebels thun wollen! Zu gleicher Zeit schlug sie mit ihren knöchernen Fingern um sich, daß sie auf den Köpfen der Königskinder schallten.

Prinzesschen wollte in die andere Ecke kriechen, aber die Here ergriff sie an dem weißen Kleide, und sie mußte so dicht neben der Alten liegen, daß ihr der Athem in's Gesicht kam.

Wie unangenehm ihr das auch war, so wagte sie doch nicht einmal zu mucksen.

Auch Prinzchen wurde mäuschenstill, aber er machte im Dunkeln eine Faust und sprach in seinem Innern die unhörbaren Worte: Laß mich nur erst wieder in meines Vaters Schloß

sein! Von dieser Räuberhöhle soll kein Stumpf und kein Stiel stehen bleiben — oder ich heiße nicht Prinzchen!

Mit diesem grimmbigen Vorsatz im Herzen schlief er endlich ein und träumte schreckliche Sachen von Heren und Geistern.

VIII.

Sobald der erste Sonnenstrahl durch die grün angelaufenen Fensterscheiben fiel, mußten Prinzchen und Prinzesschen aufstehen.

Hurtig, Prinzesschen, krächzte die Alte; mach' den Kaffee, ich habe vom Schnarchen Durst bekommen.

Ich kann keinen Kaffee machen, gab diese zur Antwort und griff nach ihrem Goldkrönchen auf dem Kaminsims. Aber die Here sah sie mit einem so bösen Blicke an, daß ihr das Krönchen aus der Hand und in den eisernen Kessel fiel, der noch am Herde stand.

Die Here half sich mit ihrem Krückstocke langsam in die Höhe und holte es aus dem Kessel. Es war ganz mit Salbe überzogen. Ohne es vorher abzuwischen, schloß sie es in den hölzernen Kasten, der an der Wand hing.

Jetzt sollten die beiden Kinder aufstehen, um den Kaffee zu machen. Aber erst nachdem sie viele Hiebe mit der Krücke erhalten hatten, gaben sie sich murrend an die Arbeit.

Der Kaffee war ein garstiges, stinkendes Gebräu, und das schwarze Brod war so hart und ungenießbar, daß die Königskinder trotz ihres Hungers kein Bißlein und kein Schlücklein über die Lippen bringen konnten.

Die Here aber that, als ob sie nichts merke, denn sie dachte: Ihr werdet bei mir noch Schlechteres zu essen bekommen! Hunger ist der beste Koch!

Prinzesschen mußte nachher den Tisch abtragen, die grauen irdenen Tassen spülen und auf das Schüsselbrett stellen. Weil sie nun nicht gewohnt war, solche Arbeiten zu verrichten, so stellte sie sich sehr unbeholfen und ließ eine von den Tassen zu Boden fallen, daß die Scherben der Here vor die Füße hintlingelten.

Da sprangen die zerkümmerten Kinder herbei und schlugen Prinzesschen. Prinzchen wagte nicht einmal, seinen Säbel zu ziehen.

So lang ihr KönigsKinder seid, sprach die Alte, werdet ihr dumm bleiben und nichts lernen. Kommt her, ich will euch die schönen Kleider ausziehen und sie meinen braven Kindern anlegen. Wenn Prinzchen im Walde Holz lesen muß, würde ihm der Säbel doch nur hinderlich sein.

Sie begann nun, die zitternden Kinder zu entkleiden. Prinzesschen fuhr ein Schauer durch alle Glieder, als die magere Knochenhand ihre zarte Haut berührte, und es fiel ihr ein, wie fein und höflich die Jose immer mit ihr umgegangen war und wie sie im Himmelbettchen hatte sitzen bleiben dürfen, bis die lackirten Stiefelchen geschnürt waren.

Als Prinzchen den schönen Husarensäbel abgeben mußte, kamen ihm die Thränen in die Augen, aber die Here kehrte sich nicht daran.

Mob, zieh deinen Kittel und die schmutzige Hose aus, befahl sie ihrem Knaben. Dann wandte sie sich an die Tochter: Rasch aus den Lappen, Mimi! Es giebt jetzt eine Verwandlung!

Beide entledigten sich rasch ihrer zerrissenen Kleider und stellten sich vor die Here hin.

Es war traurig anzusehen, wie die KönigsKinder jetzt in die alten Lumpen gesteckt wurden und leise schluchzend in den Winkel schlichen.

Desto ausgelassener aber waren die Kinder der Here. Mob stolzierte in seiner Uniform durch die Hütte und hieb mit dem Husarensäbel an den Wänden vorbei. Mimi stellte sich vor Prinzesschen und machte höhnischer Weise einen Knix über den andern.

Hört Kinder, sprach die Here, ihr sollt jetzt Prinzchen und Prinzesschen sein; da werdet ihr es gut haben und in Hülle und Fülle leben. Geht durch den Wald, immer gerade aus, bis an die Königsmauer, die ihr wohl kennt. Wenn ihr an der eisernen Haspel kommt, so setzt euch nieder und weint so laut ihr könnt. Man wird euch öffnen und froh sein, daß Prinzchen und Prinzesschen wieder da sind.

Aber, sprach Mimi, da wird man den Betrug merken, denn wir sehen doch ganz anders aus.

O, da ist bald geholfen, antwortete die Here, und griff in den eisernen Topf, worin die Salbe war.

Mit dieser Salbe bestrich sie die Kinder, die sich augenblicklich verwandelten und von Prinzchen und Prinzesschen kaum zu unterscheiden waren.

IX.

Mob und Mimi sprangen jubelnd davon. Mob schlug mit seinem Säbel überall an die Baumstämme, commandirte Gewehr auf und ab und übte sich, auf echt soldatisch zu sturzen. Mimi blieb am Bache und an den Teichen stehen und besah ihr Bild im Wasserspiegel.

Wie ich hübsch bin, sagte sie zu Mob! Wenn die Mutter mir nur auch das goldene Krönchen gegeben hätte! Ich fürchte, sie werden mich ohne das Krönchen gar nicht annehmen wollen. Mob, wir wollen umkehren und das Krönchen holen.

Laß das nur, antwortete Mob, du weißt, wie die Mutter ist; sie würde wieder wüßt thun und uns vielleicht gar nicht mehr gehen lassen. Und das wäre sehr schlimm, dann müßten wir alle Tage Reisig sammeln und am rauchigen Schornsteine Fett kochen. Seien wir klug und gehen auf's Schloß. Dort werden wir es gut haben, wie echte KönigsKinder.

Mimi sah das ein und so schritten sie denn weiter, nicht ohne sich von Zeit zu Zeit zu zanken und zu stoßen. Gegen Mittag hatten sie die Königsmauer und das eiserne Gitter erreicht.

Nun heißt es aufgepaßt, sprach Mimi, damit es uns nicht schieß geht.

Sa, laß uns nur tüchtig heulen, antwortete Mob, daß sie es auf dem Schlosse hören, und damit stieß er ein Gebrüll aus, daß die wilden Thiere im Garten darauf Antwort gaben. Dummes Vieh, sprach Mimi, du wirst alles verderben. Oder glaubst du wohl, daß Prinzchen je so fürchterlich habe schreien können. Er mäsigte seine Stimme, und die beiden weinten und schluchzten, als ob ihnen ein rechtes Leid widerfahren wäre.

Lange blieb es im Garten stille; endlich kam ein Thierwärter, der das Schluchzen gehört hatte, herbei und schaute durch das Gitter.

Du mein lieber Gott, rief er freudig aus, da seid ihr wieder. Das ganze Schloß ist in Trauer und der König hat sich die Augen fast ausgeweint. Vom Morgen bis zum Abend hat er in der Kapelle auf den Knien gelegen und gebetet, daß euch Gott wieder zurückführe. Wie wird er sich freuen!

Er nahm ein schweres Schlüsselbund von der Seite und steckte einen großen Schlüssel in eine Oeffnung des Gitters. Wie durch einen Zauberschlag sprang dieses in der Mitte auseinander, und die Kinder sprangen hinein.

Das Gitter schloß sich von selbst wieder und der Wärter schritt den Kindern voran auf das Schloß zu.

Als sie die vielen Marmorbildsäulen und die fremden Thiere sahen, blieben sie voll Bewunderung stehen. Nimi rief: Wie das schön ist, Mob! Hast du in deinem Leben schon so etwas Schönes gesehen? Wenn das die Mutter wüßte!

Der Wärter war zu froh, daß die Kinder wieder da waren, darum merkte er nichts und sprach: Ja die Mutter, freilich wenn die noch lebte, die würde sich erstaunlich freuen, ihre Kinder wieder zu haben. Sie war so gut und brav; sie ist sicher im Himmel, und sie sieht es gewiß auch jetzt, daß ihr wieder da seid.

Mob aber warf seiner Schwester einen giftigen Blick zu, den diese wohl verstand. Sie richtete sich schlank in die Höhe, schritt trippelnd und vornehm thugend über die bunten, mit blühenden Schlingpflanzen bewachsenen Brücken und that von jetzt an mit den Dingen, die sie heute zum erstenmal sah, so bekannt, als habe sie dieselben vordem alle Tage gesehen.

Jetzt standen sie vor dem Kästche des Waldteufels.

Mob wollte sich über die Poffen des Affen todt lachen und steckte einen Finger durch's Drahtgitter, um das Thier zu ärgern. Der Affe aber verstand keinen Spaß; er hielt Mobs

Finger fest und biß ihn so derbe, daß das Blut heraus spritzte.

Mob schrie ganz mörderlich, so daß von allen Seiten Thierwärter zur Hülfe herbeieilten.

Die Jose, das Stubenmädchen, der Lehrer, das halbe Schloßpersonal umstand bald die beiden Kinder, aber Niemand wollte sich so recht von Herzen freuen, denn obschon Jedermann sah, daß es die verlorren Kinder waren, so hatten sie doch etwas Fremdes und Unbeholfenes in ihrem ganzen Wesen.

Was das Auffallendste war, sie wußten nicht einmal Bescheid in den Zimmern des Schlosses und schauten sich selbst in ihrem eigenen Spielzimmer ganz fremd um.

Von einem betrefften Diener wurden sie in das Gemach des Königs geführt. Dieser saß da in trüben Gedanken versunken, das traurige Haupt in den Händen. Er merkte nicht einmal, daß beide Flügelthüren geöffnet wurden und die Kinder mit dem Diener hereintraten.

Mob tappte herein und da der Boden spiegelglatt war, so glitt er aus und schlug der Länge nach dahin, daß der Husarensäbel klirrend aus der Scheide fuhr.

Da erst schaute der König auf. Mit einem Freudenschrei sprang er von seinem Sessel auf, stürzte auf die Kinder zu und schloß sie in die Arme.

Kaum war der erste Freudenrausch vorüber, so fing er an zu fragen. Mob hatte sich vorher genau einstudirt, was er sagen wollte, dennoch begann er zu stottern und konnte nicht vom Fleck, bis er sich endlich warm hineingelogen hatte. Nun ging seine Zunge geläufig, er erzählte eine lange Geschichte, wie sie sich im Walde verirrt hätten und an das Herenhaus gekommen seien. Die Here habe sie zwingen wollen, die Schuhe zu putzen und das Feuer zu stoßen. Da habe er seinen Säbel gezogen und sich gegen die Here gewehrt. Aus Rache habe diese sie im Schlafe mit einer Salbe bestrichen, davon seien sie dumm und linkisch geworden. Als aber die Here in den Wald gegangen, seien sie davon gelaufen.

Der König war froh, daß die Kinder wieder da waren, und tröstete sich damit, das linksche Wesen werde sich bald wieder verlieren.

Gegen sonstige Gewohnheit dursten sie heute bei Tische bleiben und kamen erst spät in die goldenen Himmelbettchen.

Mob! — sprach Mimi.

Einsfältiges Mädchen, brummte Mob, du wirfst uns noch die Geschichte verderben. Ich heiße Prinzchen!

Prinzchen also, flüsterte Mimi, das Leben hier gefällt mir besser, als daheim in der alten Hütte.

Mir auch, Prinzeshen, und deshalb wollen wir nimmer wieder dorthin zurückkehren.

Gewiß nicht! Aber eines möchte ich nur haben, Prinzchen, ein hübsches goldenes Krönchen, wie das der rechten Prinzeshen. —

Der König, der Vater, meine ich, läßt dir gewiß ein neues machen, wenn du dich hübsch brav und artig stellst.

Unter derartigen Gesprächen fielen sie in den Schlaf, bis sie mit Sonnenaufgang plötzlich durch schmetternde Hornmusik geweckt wurden. Die königliche Kapelle wollte damit schon in früher Morgenstunde ihre Freude an den Tag legen, daß die Königskinder wiedergesunden seien.

So etwas hatten sie noch nie gehört, deshalb waren sie vor Entzücken außer sich und wollten gar nicht vom Fenster weg, zu dem sie bei den ersten Klängen hingesprungen waren.

Die Jose lief ängstlich herbei und hüllte sie eiligst in warme Morgenkleider, damit sie sich ja nicht erkälteten.

Bei dem kostbaren Frühstück wollte die Jose ihren Augen nicht trauen, als sie sehen mußte, wie Prinzchen und Prinzeshen Kaffee, Thee und Chocolate durcheinander tranken, Honig auf das Confect strichen und die Sahne mit den Fingern aus dem Milchkännchen nahmen. In 5 Minuten war alles Eßbare vom Tische verschwunden, und Mob machte Augen, als ob er noch nicht zur Hälfte gesättigt sei.

Nach dem Frühstück kam auch wieder der

Lehrer. Wie staunte er aber, als sie nicht mehr ein J zu schreiben und zu lesen verstanden. Er schüttelte den Kopf, ging verdrießlich weg und wußte nicht, was er denken sollte.

X.

Während Mob und Mimi so herrlich im Marmorschlosse lebten, ging es Prinzchen und Prinzeshen in der Hexenhütte herzlich schlecht. Gleich am ersten Morgen mußten sie mit nackten Füßen in den Wald hinein, um dürres Reisig zu sammeln.

Wie die spitzen Steine wehe thun! sprach Prinzeshen.

Und wie die Tannadeln stechen und die Brennesseln brennen! entgegnete Prinzchen.

Die zarten Füßchen singen bald an zu bluten und die armen Kinder setzten sich, bitterlich weinend auf einen gefällten Baumstamm. Noch einmal gedachten sie all ihrer Fehler und bereuten sie von ganzem Herzen, aber aus den Händen der Here, das sahen sie wohl, war nun einmal kein Entrinnen.

Den Versuch könnten wir doch machen, meinte Prinzchen.

Was würde es helfen, schluchzte Prinzeshen, der große doppelnasige Hund, der immer zwanzig Schritte hinter uns ist, würde uns bald einholen und vielleicht in Stücke zerreißen. Vor dem Hunde fürchte ich mich fast noch mehr, als vor der Here.

Eine halbe Stunde um die andere verging und die Königskinder saßen noch immer weinend auf dem Baumstamme. Da schreckte sie ein greller Ruf aus ihrer Trauer empor. Die Here kam langsam an ihrem Krückenstocke daher, um zu sehen, ob die Kinder mit dem dürrn Holze noch nicht zurückkehrten.

Als sie nun sah, daß die Kinder noch nichts gesammelt hatten, da stieß sie fürchterliche Schelt- und Drohworte aus, wie sie nie zuvor etwas Aehnliches gehört hatten. Sie wagten nichts zu sagen und Prinzeshen mußte immer den langen, häßlichen Zahn ansehen, sie mochte wollen oder nicht. Das nahm die Here sehr übel, weil sie glaubte, es geschehe aus Spott.

Deßhalb schlug sie ihr mit der dürrn Hand in's Gesicht, daß ihr die Nase blutete.

Dann zeigte sie mit dem Krückenstocke auf einen hohen Pappelbaum, der in der Nähe stand und an dem ein langer dürrer Ast heraus stand. Klettere dort hinauf, sprach sie, und hole mir den Ast herunter. Prinzchen kletterte hinauf und riß an dem Aste hin und her, aber es brachen immer nur kleine Stüchchen ab.

Stoße ihn mit den Füßen ab, rief die Here. Er stellte sich auf den Ast, griff an einen Zweig über sich und stampfte auf den dürrn Ast. Krachend brach er vom Stamme ab; Prinzchen baumelte an dem obern Zweig und konnte mit den Füßen keinen Boden finden. Er rief laut um Hülfe, aber es war Niemand da, der helfen konnte, und so mußte er zappeln, bis ihn endlich die Kraft verließ und er herabstürzte.

Nur mit Mühe konnte er sich vom Boden erheben und auf den verstauchten Füßen stehen.

Weil er nun so erbärmlich hinkte, so mußte Prinzchen den schweren Ast auf die Schulter nehmen. Wie sie auch klagen mochte, die Here hatte kein Mitleid. Keuchend und hustend erreichten sie die Hütte.

Jetzt muß das Holz klein gehackt werden, sprach die Here. Rasch, Prinzchen, nimm das Beil und maule mir nur nicht. Durch eure Faulheit bekommen wir ohnehin einen späten Mittag, und ich habe noch wichtige Geschäfte.

Das Mädchen that, was in seinen Kräften stand und der Knabe mußte helfen, obschon es ihm hart ankam.

Nachdem das Holz in kleine Stücke zerhackt war, brockte die Here harte Ueberreste von schwarzem Brode in den Kessel, schüttete Wasser darauf und ließ es über dem Feuer kochen; dann setzte sie den dampfenden Kessel auf den Tisch, holte hölzerne Löffel aus dem Schranke und befahl den Kindern zu essen.

Prinzchen faltete die Hände, um zu beten, wie es im Marmorschlosse immer geschehen mußte. Die Here aber verwehrte es ihm,

indem sie kurz und bestimmt sagte: Das darf hier nicht geschehen!

Obschon die Königskinder früher nie viel Andacht beim Beten gehabt hatten, so waren ihnen die Worte der Here doch so überraschend neu, daß sie sich voll Verwunderung ansahen.

Ach, wie waren die hölzernen Löffel so unbequem! Man mußte den Mund fast bis an die Ohren aufmachen, und es war so unangenehm, wenn das säuerlich riechende Holz die Zunge berührte; auch schmeckte die Suppe sehr schlecht. Aber was die Here gestern gesagt hatte: Hunger ist der beste Koch! das bewahrheitete sich heute, denn die Königskinder überwandten allen Ekel und aßen so lange, bis der empfindliche Hunger gestillt war.

Nun seid hübsch brav, sprach die Alte nach dem Essen, da steht der Wischstopf; Bürste und Flickmesser liegen daneben. Putzt mir die Schuhe recht blank; denn ihr müßt wissen, daß ich nichts auf der Welt mehr liebe, als einen glänzenden Schuh. Darauf ging sie fort und schloß die Thüre zu.

Statt die Schuhe zu putzen setzten sich die Kinder hin und weinten bis es Abend wurde. Da kam die Here wieder und wollte die blanken Schuhe anziehen. O weh, da bekamen die Kinder Schläge und mußten hungrig auf das Strohbett.

Am andern Morgen mußten sie schon frühe in den Wald, um Holz zu suchen. Aus Furcht vor Scheltworten und Schlägen thaten sie, was sie konnten und kamen gegen Mittag mit einer kleinen Last dürrn Holzes nach Hause, das ihnen die Here mürrisch von den Schultern nahm und wieder Brodsuppe damit kochte.

Nach dem Essen ging sie wieder fort und stellte ein Paar schmutzige Schuhe vor sie hin, die sie blank machen sollten. Mit Widerstreben gaben sich die Königskinder an's Schuhputzen, aber es ging gar nicht, die Schuhe wollten nicht blank werden. Es konnte deßhalb nicht ausbleiben, daß sie am Abend wieder Schläge erhielten.

Als sie am andern Morgen wieder tief

im Walde waren und still neben einander hergingen, da fiel Prinzesschen ihrem Bruder weinend um den Hals, indem sie schluchzte: Ach, wie sind wir doch so unglücklich!

Ja, sehr unglücklich, sprach Prinzchen, aber wir sind selbst Schuld daran.

Ach, fuhr Prinzesschen fort, alle meine Fehler und Unarten sind mir ernstlich leid, und ich weiß sicher, daß ich mich bessern werde.

Ich auch, sprach Prinzchen.

Diesmal war ihre Reue aufrichtig, das konnte man ihnen ansehen.

Plötzlich sahen sie das Heiligenhäuschen vor sich liegen, an dem sie vor einigen Tagen nicht hatten beten wollen. Wie war es jetzt so anders! Sie verlangten beide nach dem Gebete, knieten hin und sprachen aus andächtigen Herzen alle Gebete, die sie im Schlosse gelernt. Zuletzt versprachen sie Besserung und baten Gott um Hülfe in ihrer Noth.

Nach dem Gebete wanden sie einen Kranz von Wald- und Wiesenblumen, hingen denselben in das Heiligenhäuschen und begannen ihre Arbeit. Es war ihnen so leicht und wohl und das Sammeln ging so flink von der Hand, daß sie es selber nicht begreifen konnten. Das thut das Gebet, sprach Prinzchen. Wir wollen jetzt alle Tage beten.

Ja, das wollen wir, antwortete Prinzesschen, und wenn es uns auch noch viel schlimmer geht, so wollen wir doch zufrieden sein und denken: Gott führt Alles zum Besten.

Den dritten Tag gab die Here wieder ihre Schuhe zum Putzen. Als sie nach Hause kam und sie nicht blank genug fand, gerieth sie in einen fürchterlichen Zorn, denn sie glaubte, die Kinder wollten sie ärgern. Ihre Augen funkelten in den rothen Höhlen und rollten wie ein Rad. Lange tobte und wüthete sie und befahl dann den Kindern, vor sie hinzutreten, was diese nicht ohne Zittern und Beben thaten.

Aus ihrer langen Ledertasche, die sie immer am Gürtel hängen hatte, nahm sie jetzt ein kleines Büchchen heraus, öffnete es und bestrich sie mit einer weißen Salbe.

Plötzlich ging eine Veränderung mit ihnen vor: sie schrumpften zusammen, wurden kleiner und verwandelten sich zuletzt in Heimchen.

Zirpend sprangen die beiden Heimchen über den Kehrriech der Brandmauer zu. In derselben war eine Ritze, wo sie hinein hüpfen und so laut zirpten, daß es durch die ganze Hütte schallte.

XI.

Da saßen nun die Heimchen Tag und Nacht in der Brandmauer und sahen der Here zu, wenn sie schwarze Suppe machte oder Salbe kochte oder die Schuhe spiegelblank putzte und dabei vergnügt schmunzelte.

Bald begann der Hunger sie zu quälen, deshalb hüpfte Prinz Heimchen aus seiner Ritze auf den Schüsselrand und leckte von der Brodsuppe, aber die Here nahm eine glühende Kohle vom Heerde und wollte ihm damit die Beine verbrennen, weshalb er schnell in seine Ritze zurückhüpfte. Weil sie aber den Kalk und den Staub nicht fressen mochten, wie andere Heimchen, so warteten sie immer darauf, daß von dem Fettkessel etwas in die Ritze spritzen möchte, aber das Warten war vergebens und sie mußten sich zuletzt bequemen, wie ordentliche Heimchen Kalk und Staub zu verzehren.

Nach und nach wurde es Winter, sie waren fast nie mehr allein, und an den langen Abenden saß die Here am Feuer und las in dem heräucherten Buche.

Was mag wohl in dem Buche stehen? fragte einst Prinzessin Heimchen ihren Bruder! Ich glaube, antwortete dieser, es stehen die Zauberstücke darin, wie man Menschen in Heimchen verwandelt. Das glaubte Prinzesschen auch und von nun an trachteten sie darnach, die Recepte in dem schwarzen Buche zu lesen. Es war aber schlimm, daß die Here es immer sorgfältig in den Wandschrank verschloß. Wenn sie auf dem Stroh schnarchte, hüpfte Prinz Heimchen über den Heerd zur Wand und kroch an dem Kasten herum, ob er nicht ein Löchlein entdecken konnte. Wirklich

fand er endlich eine Ritze, wodurch er hineinschlüpfen konnte; aber es war so dunkel drin, daß er nichts sehen konnte.

Unter Leiden von allerlei Art kam endlich das Frühjahr heran und die Alte ging jetzt wieder täglich hinaus und blieb dann bis es Abend wurde.

Die beiden Heimchen waren nun immer bedacht, das Buch zu lesen, aber es blieb immer so dunkel im Schrank. Einmal fiel ein heller Sonnenstrahl auf die Ritze; das machte sich Prinz Heimchen zu Nutzen und schlüpfte in den Kasten. Freudig rief er aus: Der Sonnenstrahl bescheint das aufgeschlagene Buch, aber o weh, ich kann es nicht lesen. Nun sehe ich wohl, daß der Lehrer die Wahrheit sprach, als er uns von dem in eine Fliege verwandelten Prinzen erzählte. Er hielt die kleinen Pfötchen weinend vor die Augenlein. Prinzesschen Heimchen saß vor der Ritze und weinte mit.

Als Prinzchen die Augen trocknete und sich umwandte, um wieder aus dem Kasten zu kriechen, da fiel ihm das Krönchen in die Augen, das die Here in den Schrank verschlossen hatte. Er hüpfte freudig d'rauf zu und saß in einem Sprunge mitten darauf.

Kaum aber berührte er das Krönchen, so wurde er wieder in Prinzchen verwandelt. Er stieß einen Jubelschrei aus. Auch Prinzessin Heimchen zirpte vor Freude, obschon sie selbst noch immer ein Heimchen war.

O weh! sprach Prinzchen, öffne mir die Thüre, ich kann mich in dem engen Kasten nicht regen. Das Heimchen knupperte und riß an der Thüre, aber seine schwachen Kräfte vermochten nichts.

Wenn ich nur wüßte, wie ich wieder zum Menschen geworden bin, so würde ich auch dir helfen können, sprach Prinzchen. Das Krönchen muß es gethan haben, sagte das Heimchen, denn sobald du es berührtest, war die Verwandlung fertig.

Prinzchen schaute nun das Krönchen einmal recht genau an und bemerkte im Scheine des Sonnenstrahles, daß es noch voll von dem Fette war, in das es fiel, als Prinzesschen es

von dem Kaminsims nehmen wollte. Auch fiel ihm ein, daß die alte Here sie mit einer Salbe in Heimchen verwandelt hatte. Komm rasch an die Ritze, rief Prinzchen, ich glaube, daß ich dich verwandeln kann. Recke dein Pfötchen her und streiche an die Spitze des Krönchens, das ich in die Ritze gesteckt habe. Das Heimchen that es und — plötzlich war es wieder Prinzesschen.

Schon stand sie auf dem Boden und wollte den Kasten öffnen, aber da hörten sie wie die Here mit dem Hunde zurückkam, der bellend gegen die Thüre sprang.

Rasch verbirg dich, flüsterte Prinzchen. Prinzesschen wußte nicht wohin, denn in die Mauerritze konnte sie nicht mehr hinein und ein Versteck war nicht da. Es blieb indeß nicht lange Zeit zum Ueberlegen, darum kletterte sie in den Schornstein und setzte sich auf den Balken, woran die Würste hingen.

Kaum saß sie oben, so öffnete die Here die Thüre. Sie setzte sich an das Feuer und blies die Kohlen wieder an. Heute bin ich gerade hundert Jahre alt, sprach sie, da muß ich mir doch etwas zu Gute thun. Die Rangen vom Schlosse vergessen mich doch und bringen mir weder Leckerbissen, noch blanke Schuhe. Zu dem doppelnasigen Hund gewendet, sagte sie: Geh' hin auf's Schloß und sage den Bälgen, daß heut mein Geburtstag ist und frage, ob sie ihre Mutter ganz vergessen haben.

Als der Hund hinweggesprungen war, blies sie die Kohlen noch besser an, setzte eine alte Bratpfanne auf dieselben und nahm eine lange Stange, um eine Wurst aus dem Schornsteine herabzustößen. Da sie nicht mehr gut sehen konnte, so stieß sie in's Blaue hinein und traf statt der Wurst Prinzesschen an den nackten Füßen. Das that Prinzesschen wehe und sie wollte auf die Seite rücken, that aber einen Fehltritt, fiel vom Balken herab und der Here gerade auf den Kopf. Dadurch verlor diese das Gleichgewicht und stürzte gegen die Brandmauer, daß sie das Genick brach.

Noch einen einzigen häßlichen Schrei stieß sie aus und war dann auf der Stelle todt.

Glücklicher Weise hatte sich Prinzesschen

gar nicht beschädigt, sondern stand frisch und gesund auf den Beinen.

Prinzchen, der durch die Spalte alles sehen konnte, stampfte mit den Füßen so heftig gegen den Kasten, daß die Thüre in Stücke zerbrach. Hurtig sprang er hinaus und umarmte Prinzesschen. Die Here ist todt, Schwesterchen, sprach er, komm laß uns eilig diese häßliche Hütte verlassen und zum Marmorschlosse zurückkehren.

Aber, sagte Prinzesschen, man wird uns nicht aufnehmen, da Mob und Mimi sich für Königsfinder ausgegeben und unsere Plätze eingenommen haben.

Das ist wahr, entgegnete Prinzchen, indem er nachdenklich den Finger an die Nase hielt; und dann — in dieser zerlumpten Kleidung wird man uns eher für unverschämte Bettelkinder halten. Aber es fällt mir etwas ein: Mimi hat das Krönchen nicht mitgenommen, und das wird uns im Schlosse nützlich sein.

Ich habe auch schon daran gedacht, antwortete Prinzesschen, aber ich wagte nicht davon zu sprechen, weil ich früher immer so stolz darauf war.

Rasch griffen sie das Krönchen und eilten hinweg.

XII.

Nabenschwarze Nacht lag auf dem Walde und der Sturm segte durch die Wipfel der Bäume, daß es selbst einem herzhaften Manne ängstlich zu Muth werden mußte. Man kann sich also leicht denken, wie sich die Kinder fürchteten. Dennoch eilten sie immer weiter, weil sie noch größere Furcht vor der todtten Here hatten.

Jetzt erhob sich ein Gewitter; es blitze und donnerte, als ob der jüngste Tag da sei, und um das Unglück voll zu machen, sahen sie beim Scheine des Blitzes den doppelnasigen Hund in einiger Entfernung vor sich auf sie zukommen.

Sie beteten, was sie konnten und flehten Gott um Hülfe an. Immer näher kam der Hund und er holte schon zum Sprunge aus,

um sich auf die Kinder zu stürzen, da fuhr ein gewaltiger Blitz vor ihnen nieder und streckte den Hund zu Boden. Wie der Wind stürmten sie immer vorwärts, weiter und weiter. Endlich legte sich der Sturm und sie sahen von Weitem ein Licht blißen. Als sie näher kamen war das Licht tief unter ihnen und es rauschte ein Bach im Thale. Langsam stiegen sie vom Berge herab und erreichten den Steg. Dicht an demselben lag eine klappernde Mühle, aus der ihnen das Licht entgegengeleuchtet hatte. Hier hätten sie Schutz und Obdach finden können, doch der Gedanke, es könne auch dort wieder eine Here wohnen, hielt ihren Fuß zurück, daß sie nicht über den Steg schritten, sondern in den Wald zurückkehrten, wo sie sich in das hohe Heidekraut legten, um zu schlafen.

Die Sonne stand schon hoch am Himme als im Walde Hornklänge ertönten und im prachtvollen Aufzuge der König mit seinem Hofe auf die Jagd ritt.

Der König, welcher immer noch seiner Gemahlin nachtrauerte, die ihm der Tod so früh entrisen hatte, blieb seiner Gewohnheit gemäß hinter den Jägern zurück, um im Walde allein und ungestört seinen traurigen Gedanken nachzuhängen.

Mob und Mimi, die prächtig geschmückt auf jungen Pferdchen ritten, sollten ihm allein folgen, aber sie stellten sich, als ob sie den König nicht verstanden hätten und sprengten den Jägern nach in den Hochwald.

So stieg denn der König von seinem Hengste, band ihn an einen Eichenbaum und setzte sich in das hohe Heidekraut. Als er den Blick niedersenkte, lagen vor ihm zwei Kinder, die sich in süßem Schlummer umarmt hielten.

Der König starrte in die lieblichen Kindergesichter und wollte seinen Augen nicht trauen, denn sie glichen seinen eigenen Kindern auf ein Haar. Wieder und wieder beschaute er sie und sprach leise für sich hin: Hätte ich nicht vor ein paar Secunden Prinzchen und Prinzesschen in den Wald sprengen sehen, ich würde schwören, diese Bettelkinder seien meine eigenen.

Prinzesschen neigte sich jetzt im Traume zu Prinzchen hin und sprach: Ach, Prinzchen, wann werden wir unsern Vater wieder finden? Wenn unsere gute Mutter Semire wüßte, was wir alles gelitten haben?

Sie nennt meine Gemahlin, dachte der König und heißt den Knaben Prinzchen. Welch' Geheimniß soll ich entdecken?

In einiger Entfernung knallten jetzt Büchschüsse und ein lautes Hurrah scholl durch den Wald. Die Kinder erwachten und sprangen erschrocken auf. Den König erblickend stürzten sie auf die Kniee nieder, ohne ein Wort sprechen zu können. Endlich fanden sie die Sprache wieder und flehten: Vater, Vater, nimm uns wieder als deine Kinder auf! Verzeihung, Vater, wir haben uns gebessert! Ach, söße uns nicht von dir! Wir wollen nie wieder etwas Böses thun oder heimlich vom Schlosse weggehen!

Als der König in die Augen der Kinder sah und ihre aufrichtigen Reden hörte, da war er eisensfest überzeugt, daß dieses seine Kinder, Mob und Mimi aber Betrüger seien.

Er stieß mächtig in das silberne Waldhorn, daß die Töne weithin in den Felsen wiederhallten. Andere Hörner hörte man aus der Ferne und bald sprengte der Hof im Galopp herbei, sich um den königlichen Herrn zu versammeln.

Auch Mob und Mimi kamen auf ihren Pferdchen dahergeritten. Der König winkte ihnen mit der Hand näher zu treten. Kennt ihr diese Kinder? fragte er mit strengem Blick. Man sah, wie sie auf den Pferden zitterten und erblaßten; darnach gaben sie sich den Anschein, als seien ihnen die Bettelkinder unbekannt. Als sie bei Prinzesschen das Krönchen sahen, sprangen sie beide von den Pferden und griffen darnach, weil sie glaubten, es stecke ein geheimer Zauber darin, der sie vor dem na-

henden Unglück bewahren könne. Aber kaum berührten ihre Hände die Salbe, die noch an dem Krönchen haftete, so standen sie als die häßlichen Herenkinder da.

Der ganze Hof sah nun, welch ein Betrug hier statt gefunden hatte, und da Lügen jetzt nicht mehr half, so fielen Mob und Mimi auf ihre Kniee, bekamten alles und flehten um Gnade und Vergebung.

Der König ließ seine Minister vortreten, um die Entscheidung zu fällen, was mit ihnen anzufangen sei. Die Minister sprachen: die Kinder haben deine Familie beschimpft und Prinzchen und Prinzesschen großes Leid zugefügt, sie müssen an den Galgen!

Da aber fielen auch die Königskinder vor ihrem Vater auf die Kniee und flehten: Vater, verzeih ihnen, die Here hat sie nicht besser gelehrt!

Recht so, meine Kinder, sprach der König. Nicht an den Galgen sollen sie kommen, sondern weit weg von hier an einen Ort, wo sie, für das Gute erzogen, zu nützlichen Menschen werden.

Mob und Mimi heulten, daß die Leute in der Mühle es hörten und neugierig herbeigelaufen kamen, aber was der König gesprochen hatte, das war gesprochen und davon ging er nicht ab. Also mußten die Leibjäger kommen und sie in eine ferne Stadt bringen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die wunderbare Geschichte und noch ehe der Zug mit den echten Königskindern sich der Stadt nähete, kamen Schaaren von Bürgern, um sie zu sehen und zu begrüßen.

Am Abend schwamm die Stadt in einem Meere von Lampen und alle Glocken läuteten bis Mitternacht.

Prinzchen und Prinzesschen aber wurden jetzt ein Muster von braven Kindern und eine Zierde des Marmorschlosses.

Der Großeltern Trauer.

Still ist es, still im Kämmerlein
Und helle, helle, helle.
Dort steht der Deckel zu dem Schrein,
Der engen, schwarzen Zelle.
Im kleinen schmalen Bretterhaus
Schläft sanft ein liebes Kindlein aus,
So selig!

Es ist der Eltern Kindeskind,
Das letzte, einzige liebe.
Der Tod entführt's im Wirbelwind,
Daß ihnen Niemand bliebe.

„Nun hast sie Alle uns geraubt!
Herr Gott, wer hätt' es je geglaubt, —
Auch dieses?!“

„Und nimmst sie uns, so nimm uns auch.
Was thun wir noch auf Erden?
Ein blätterloser, durrer Strauch,
Kann nimmer kahler werden.
Nimm uns aus trüber Einsamkeit, —
Herr Gott: Wir sind gar wohl bereit:
Zu sterben!“

C. Hartmann.

Mutterthränen.

I.

Eine Thrän' im Mutterauge
Und ein Himmel wird verdunkelt,
Und des Kindes Seele trübt sich
Nicht ein Freudensternlein funkelt.

Eine Thrän' im Mutterauge
Und das liebe Angeischt
Trocknen rothe Kinderlippen:
„Liebe Mutter, weine nicht!“

II.

Eine Thrän' im Mutterauge!
Wilder Knabe! wilder Knabe!
Denken wirst du dieser Thräne
Wenn dein Schritt sich naht dem Grabe.

Eine Thrän' im Mutterauge
Kummervoll und liebeschwer!
Deinetwegen! wilder Knabe!
Du vergißt sie nimmermehr!

Carl Siebel.

Die Trompeter - Eiche.

Schon tobte dreißig Jahre
Der Kriegeslärm durch's Land,
Schon hieben dreißig Jahre
Die Völker aufeinander'.

Viel Tag' man konnte reiten
Wohl in die Kreuz und Quer,
Man hört' kein Glöcklein läuten,
Man schaut' kein Saatzfeld mehr.

Wer mag die Dörfer zählen,
Die Feuers Grimm verzehrt,
Die Städte und die Burgen,
Die Feindes Wuth verheert!

Zu Münster auf dem Rathhaus,
Da tagten viel weise Herrn,
Viel würdige Perücken
Mit Ordensband und Stern.

Sie hatten geredt' und geschrieben
 Gar manches liebe Jahr, —
 Und immer noch kein Ende
 Des Redens und Schreibens war.

Die Wälschen, ja die Wälschen,
 Die spielten die Herrn im Haus,
 Die rupften dem Doppel-Äbler
 Die besten Federn aus.

Und als der Nar gerupfet,
 Da kam man überein,
 Daß es nunmehr Frieden
 Im Lande sollte sein.

Bei Schmeheim Schwed' und Deutscher
 Just standen kampfbereit,
 Schon riefen die Fanfaren
 Auf's Neue in den Streit,

Da traf in beiden Lagern
 Die Friedensbotschaft ein,
 Da steckten sie hüben und drüben
 Die schartigen Schwerter ein.

Und einen Trompeter sandte
 Der Eine dem Andern zu,
 Daß er ihm kund in Hasten
 Die fröhliche Zeitung thu'.

Wo hoch auf Berges Gipfel
 Einsam ein Eichbaum steht,

Da stießen aufeinander
 Der Deutsche und der Schwed'.

„Wohin du vom Kaiserheere?“
 „„Du Schwedengefelle wohin?““
 „Den Frieden euch zu trompeten“ —
 „„Das trag' auch ich im Sinn.““

Da reichten die Zwei sich die Hände —
 „Kamerad, erst einen Schluck,
 Dann blasen wir vom Baume
 Ein lustig Reiterstuck.“

Und als sie aus der Flaschen
 Gethan einen wackern Zug,
 Da schwangen sie zur Eiche
 Hinauf sich wie im Flug.

Und huben an ein Blasen,
 Das hallt' durch die Thäler weit,
 Das klang wie Lerchenjubel
 In wonniger Maienzeit.

Die Krieger in den Lagern,
 Die lauschten dem fröhlichen Klang,
 Und wie aus einer Kehle
 Einfielen sie mit Gesang.

Bei Schmeheim hoch am Berge
 Schaut noch die Eich' in's Land,
 Und die Trompetereiche
 Wird sie noch heut' genannt.

J. M. Gutterus.

Das Schwesterkind.

Wir hatten uns geschmückt auf's Best'
 Als Herbst es war zum Todtenfest,
 Um unser todtes Mütterlein
 Und um das Schwesterkind so klein.

So saßen wir im Kirchlein da
 Wir Bettern wohl von fern und nah;
 Wir schauten aus dem Gotteshaus
 Wohl auf des Kindleins Grab hinaus.

Der Nebel stieg wohl auf und ab
 Und legte sich auf's kleine Grab,

Als wär's ein allgemeiner Tod,
 Doch glänzte Hoffnung draus so roth.

Aus einem Strauch, von Regen schwer,
 Hell glänzten Hagebutten her,
 Wie einstmal's glänzten schön und lind
 Die Bäcklein von dem Schwesterkind.

So glänzt aus Nebel, Todesleid,
 Dem Mägdelein auch Unsterblichkeit.
 Mein Schwesterkind so wunderschön,
 Getrost! ich werd' es wiedersehn.

Heinrich Pröhle.

Die Waise.

Altische Sage.

Die Wolke war verflogen,
Der Reif und Schnee zerrann,
Als aus des Schlosses Bogen
Hervortrat Lady Ann'.

Am Fuß der Eiche sitzt
Die Waise nackt und baar,
Noch ungeschmolzen blühet
Der Hagel ihr im Haar.

Das Mägdelein spricht: o Dame,
Erhört ein Waisenkind,
Das irrt mit seinem Gram
Allein durch Schnee und Wind!

„Ich weiß, daß Gram und Leiden
Das Loos der Waisen sind,
Doch trag ich von uns beiden
Das schwerste Loos, mein Kind.

„Die Erde hat getrunken
Des theuren Gatten Blut,
Mein einzig Kind versunken
Ist in des Stromes Fluth.

„Zwölf Jahre hat durchdrungen
Mein Herz in heißer Pein,
Seitdem der Forth verschlungen
Mein holdes Töchterlein.

„In deinem Haare funkelt
O Mägdelein, Reif und Schnee,

Mein Herze ist verdunkelt
Von gränzenlosem Weh.“

Zwölf Jahre sind verflogen,
So sprach die Maid geschwind,
Seit aus dem Forth gezogen
Der Fischer Netz ein Kind.

Ein Kind dem Tod entrißen,
Ein armes Mägdelein,
Das irrt in Kümmernissen
Verzweifelt und allein.

Das Aug der Dame leuchtet
In hellem Liebesstrahl:
„Ihr Locken schneedurchseuchtet,
Gegrüßt viel tausendmal!“

Sie beugt sich zu ihm nieder,
Sie küßt sein blondes Haupt.
„Mein Mägdelein hab' ich wieder,
Das mir der Strom geraubt.“

Sie hat an's Herz genommen
Das arme Mägdelein,
„Willkommen, hochwillkommen
Geliebtes Töchterlein!“

„Nun decke Sammt und Seide
Mein Kind, statt Roth und Weh,
Nun funkle dir Geschmeide
Im Haar statt Reif und Schnee!
Luise von Moennies.

Die höchste Ehre.

Im Hause, einst, beim Futterstreu'n,
Da hörte man nach allen Seiten
Das Hühnervölkchen groß und klein
Mit Gack's kriah! ganz tapfer streiten. —
Man fragt sich wer der Beste wäre
Und wem gebührt die größte Ehre. —

Der Sperling selbst hüpfte hoch hervor
Und schreit: „ich schlichte euch die Sache.
Vernehmt daß ich mein Nest erkor
Hoch unter jenes Schlosses Dache.
Das macht erhaben Herz und Sinn;
Der Bauer pflügt für mich die Felder,

Mir hören Wies' und Flur und Wälder,
Ihr Hühner sagt, was wollt' ihr mehr? —
Drum mir gebührt die höchste Ehr!" —

Da höhnten Alle: „gack, kriah! —
Seht nur den Spazennarren da!" —

Ein Tauber kam im raschen Flug,
Und gurrte: „Spaz du bist sehr klug,
Doch hör', dein liederliches Nest,
Hängt fast an keiner Seite fest.
Nun steh mein Haus — so schön und rein —
Wer da wohnt, kann nur vornehm sein! —
Drum Volk erstaune, ja, und höre:
„Mir nur allein gebührt die Ehre!“ —

Jetzt watschelte die Gans hervor,
Verbeugte sich vor Allen stumm,
Und räuspert rief sie: „Seid nun Ohr,
Denn Spaz und Taube sprachen dumm. —
Darum habt ihr es recht gemacht,
Daß ihr die Prahler ausgelacht! —
Doch höret meines Stimmlein's Klang
Seht meinen stolzen, hehren Gang,
Mein Federkleid, befehlt, so rein, —
Wie, und ich sollt' nicht vornehm sein? —

Jetzt lachten Alle: „Gack kriah!
Seht doch die dumme Gans nur da!" —

Da kollerte ganz stolz heran,
Im Federglanz der Puterhahn.
Er schrie vor Zorn sich blau und roth,
„Halts Maul ihr Rangen, sackelot!" —

„Die Kraft allein, die Körperkraft,
Ist's, die uns Ruh' und Ehr' verschafft.
Ich bin der Herr von Puterhahn
Drum wagt euch nicht zu nah heran!"

Trostdem schrie man: „he! gack kriah! —
O Kollerhahn da bist du ja!" —

Der Hahn rief nun sein: „Kikiki!"
Und sprach: „Hört! und vergeßt es nie. —
Die That — und zwar durch Geistes Kraft —
Ist's die die wahre Ehre schafft. —
Wer seinen Mitbewohnern nützt, —
Nicht faul und träg die Zeit verliert, —
Auf Gutes immerfort bedacht, —
Und fleißig auspaßt Tag und Nacht, —
Bedürft'gen giebt vom Ueberfluß, —
Solch Wesen man stets ehren muß!" —

„Ich kämpfe gern Mann gegen Mann,
Wenn man ein Unrecht mir gethan.
Und suche Körnlein, sie zu geben,
Damit die Hühner fröhlich leben.
Ich geb' auf Sonn' und Wetter acht,
Zu jeder Zeit auf meiner Wacht.
Dafür ziert Gold auch meine Brust.
Darum träh' ich voll Freud' und Lust —
An jedem Tage spät und früh: —
Ich bin der Ritter Kückelkück!" —

Da schrien Alle: „Wohlgethan! —
Es leb' der König Kückelhahn!" —

Julie Krüger.

Der erste Christbaum.

In Nazareth das Felsenthal
Lag tageshell im Mondenstrahl,
Da trat aus seiner Eltern Haus
Der heil'ge Knabe still heraus.
Zur armen Hütte trieb es ihn
Der vielgeliebten Kinder hin.
Die Hütte lag so kalt, so kahl,
So dunkel da im Mondenstrahl,
Da bückte sich das Kind und rief

Ein Körnlein das im Grunde schlief.
Das Körnlein aus dem Schlaf geweckt
Hat sich gedehnt, hat sich gestreckt,
Bis seine dünne Schaale sprang,
Bis keimend sich's der Nacht entrang,
Und hoch und höher kam herfür
Als Bäumlein vor der Hütte Thür.
Da rief das Kind die Engelein,
Die brachten Gaben hold und fein,

Biel weißes Linnen, bunt Gewand,
 Das hing es auf mit euf'ger Hand,
 Und Früchte aus dem Himmelsland,
 Und viele Kerzen rein und weiß,
 Die steckt es auf in euf'gem Fleiß,
 Die leuchteten mit hellem Schein
 Bis in das Morgenroth hinein.
 Und als das Bäumchen fertig war
 Flog wieder heim die Engelschaar,
 Das Jesukind von Glück bewegt
 Hat still zur Ruhe sich gelegt.
 Und als die Kinder aufgewacht,

Da hat der Baum in seiner Pracht
 Sie hell und lieblich angelacht.
 Da trieb der Jubel fort den Gram
 Doch keiner wußt woher er kam.
 Seitdem hat in der heil'gen Nacht
 Das Christkind manchen Baum gebracht,
 Doch Niemand weiß wie es geschehn,
 Ein Knäblein nur das lang gewacht
 Hat aus dem Bettchen zugesehn
 Wie's Christkind mit den Engeln kam.
 Und schmückten's Bäumchen wundersam.
 Luise von Ploennies.

Das kranke Kind.

Kindlein ist krank, die Mutter wacht,
 Draußen funkeln die Sterne
 Nieder zur Erde, das Kindlein lacht,
 Blickt in die weite Ferne.

Englein winkt mit der Liljenhand:
 „Komm, o komme nach oben!“
 Sternlein singen: „in unserm Land
 Bist du den Schmerzen enthoben!“

Mütterchen denkt: wie schaut das Kind
 Mit seinen Augen, den klaren?
 Todesengel war sanft und lind
 Durch seine Locken gefahren.

Brach ein liches Wölkchen hervor
 Rosig im Frührothscheinen,
 Trug ein Kinderseelchen empor,
 Hört nicht der Mutter Weinen.

H. Focker.

Sanct Peter wollte regieren die Welt.

Sanct Petrus wollte regieren die Welt,
 Da hat ihn der Herr zu sich bestellt:
 „Ich kann deinen hohen Sinn nur beloben,
 „Doch mußt du dich dessen werth erproben,
 „Nicht will ich dir schwere Arbeit vertrau'n,
 „Auf diesen Geißbock nur sollst du schau'n,
 „Den sollst du hüten, nach einiger Zeit
 „Gib über dein Thun und Treiben Bescheid.“ —
 St. Peter ging mit dem Bock von dannen,

Der sprang nun in die Kreuz und Duer,
 Sanct Petrus lief nach dem Unhold her,
 Und dieser macht' ihm die Mühe so schwer,
 Daß ihm von der Stirn die Tropfen rannen.
 Und schon am dritten Tage stellt
 Sanct Peter sich ein vor dem Herrn der Welt:
 „Mir kam's mit dem Bock so sauer und schwer,
 „Nicht wünsch' ich das Weltregiment mir mehr.“

W. Constant.

Regenbogen.

Vom Himmel gucken auf die Welt
Die Englein, Kopf an Kopf geschaart.
Sie haben Bauleut' herbestellt,
Den Weg zu brücken, bunt und zart.

Die Sonne rollt ein goldig Band
In weiter Wölbung durch die Luft;
Die Morgenröthe springt zur Hand
Mit Veilchenblau und Rosenduft.

Die Sterne leihen ihre Pracht,
Das Nordlicht hüpfet schnell heran;
Und eh' man's auf der Welt gedacht
Steht fertig schon die bunte Bahn.

Jetzt regen sich die Flügel all,
Die Füßchen schweben nieder schnell,
Zur Erde tönt ein Liederschall,
Wie Silberglöckchen, zart und hell.

Dann schau'n die Kinder all empor
Und wissen nicht, wie wundersam
Das große, schöne Himmelsthor
Da oben wohl zu Stande kam.

Doch fühlen sie so große Lust
Und denken gar so fromm und gut,
Als ständen heute Herz und Brust
In aller Engel heil'ger Huth.

W. Herchenbach.

Willemillegänschen.

Ein Singspiel.

Mündlich in Gifhorn.

Mutter (mit ausgebreiteten Armen.) Wille-
millegänschen, komm zu Haus.

Kind (am andern Ende der Stube.) Ich
darf nicht.

Mutter. Warum nicht?

Kind. Der Wolf ist da.

Mutter. Wo sitzt er?

Kind. Im Busche.

Mutter. Was macht er da?

Kind. Macht Messerchen scharf.

Mutter. Was will er mit Messerchen?

Kind. Blümchen schneiden.

Mutter. Was will er mit Blümchen?

Kind. Kränzchen machen.

Mutter. Was will er mit Kränzchen?

Kind. Aufsehen.

Mutter (während das Kind in ihre Arme
eilt.) Willemillegänschen, komm nach
Haus.

Theodor Colshorn.

Das war für mich!

Am Spieltisch sitzen der Männer vier,
Die Wangen blaß, die Augen stier.

Ein Bettelmönch naht dem Doppelpaar
Und reicht die Büchse zum Almosen dar.

Der Eine, der And're herrscht wild ihn an,
Nicht sieht das an den frommen Mann.

Der dritte scheucht mit rohem Wort
Vom Tisch des Spiels den Priester fort.

Der Mönch nicht für sich, für Arme steht,
Er bittet wieder, eh' er geht.

Empor springt der Bierte, ruft: „Packer dich,
Wicht!“ —
Und schlägt den Mönch in's Ansicht.

Das Auge des Mönchs flammt auf in Gluth —
Die Lippen zittern in fiebernder Wuth.

Wohl schwur er Demuth; wer hält den Schwur,
Wenn sich empört die Menschennatur? —

Es richtet sich auf der Mönch, ringsum
Steh'n Alle in banger Erwartung stumm.

Mit Donnerstimme, fürchterlich,
Ruft aus der Mönch: „Das war für mich!“

Dann auf die Büchse deutend: „Hier,
Was gibst du für die Armen mir?“

Run stürzt ihm der Wüßling zu Füßen voll
Schmerz,

Denn solche Demuth schmolz sein Herz.

Zusammen rafft er all' sein Gold,
Das Auge das Silber der Reue zollt.

Das Gold er schluchzend dem Priester reicht,
Des finstere's Drau'n der Milde weicht;

Der Mönch an's Herz den Frevler schloß,
Auch Demuth macht den Menschen groß.

„Mein Sohn, thue Buße, Dir sei verzieh'n
Im Namen der Armuth, der ich dien'.“

Ihn segnend wallt fürder der Gottesmann,
Der eine Seele dem Herrn gewann.

Die Thränen der Armuth, so herb und heiß,
Barmherzigkeit stillt sie um jeden Preis!

W. Constant.

Das Bwergen - Schloß.

Es war im Teutoburger Walde, mitten
im Sommer, vor vielen hundert Jahren.

Ein junger Ritter zog früh am Morgen,
gefolgt von einem lauten Trosse, auf die Jagd
und durchstöberte den großen Urwald nach
allen Seiten.

Da geschah es, daß sich der Ritter von
seinem Gefolge verlor und sich dermaßen ver-
irrte, daß er sich nicht mehr zurecht finden
konnte. Als er lange vergebens nach dem rechten
Pfade gesucht hatte, legte er sich im Schatten
einer riesigen Eiche nieder und schlief ein.

Er schlief sehr lange, denn es war bereits
sehr dunkel, als er erwachte.

Da es gerade heller Vollmondschein war,
beschloß er, in dem schönen Dämmerlichte auf's
Gerathewohl in den Wald zu gehen, und er hoffte,
daß vielleicht der Zufall ihn nach seinem Schlosse
am schönen Weserströme zurück führen würde.

Als er so durch die duffigen Zweige
schritt, fiel ihm plötzlich die Sage von der

schönen Jungfrau ein, die von Zwergen ge-
raubt, in irgend einem Berge des Teutonen-
gebirges eingeschlossen war, um dem Ober-
haupte des kleinen Volkes den goldenen Hammer
zu verwahren, womit er sie im Nothfalle alle
zusammen rief.

Der Ritter wußte, daß viele edle Ritter
ausgezogen waren, die schöne Jungfrau zu
befreien und da auch er den Muth in sich
fühlte, so wünschte er, daß er irgend eine Spur
fände, die ihm den Ort zeige, wo die Jung-
frau wäre.

Plötzlich umkreiste ihn ein hell strahlender
Feuerkäfer, doch war er groß wie ein Schmetter-
ling; als er dreimal um den Ritter geschwirrt
war, flog er in gerader Richtung davon und
der Ritter hörte eine Stimme, die leise rief:
„komm mit! komm mit!“

Mit großen Schritten stürzte er dem
Käfer nach, und jener schien den Wald genau
zu kennen, denn er führte den Ritter in vielen

Windungen, doch so, daß sein Fuß niemals strauchelnd anstieß.

Weit ging's fort; endlich hielt der Käfer und der Ritter befand sich vor einer freien Stelle, auf welche der Mond sein ganzes Licht ergoß.

Die Stelle war von sehr hohen Stauden des rothen Fingerhuts kreisförmig eingeschlossen und in der Mitte des Kreises war ein kleiner, trüber Pfuhl.

Der Käfer flog nun in den Kreis und der Ritter hörte wieder die Stimme: „komm mit! komm mit!“

Nun trat er auf die Stauden des Fingerhuts zu, um durch sie in den Kreis zu dringen; da sah auf einmal aus jedem Glöckchen derselben ein häßliches Gesicht, und Töne drangen ihm entgegen, die sein Herz erbeben machten.

Entsetzt trat er einige Schritte zurück, doch als er von Neuem das „komm mit!“ hörte, da riß er sein Jagdschwert aus der Scheide, hieb sich mit kräftigen Streichen einen Weg durch die Stauden, und im Nu stand er im giftigen Kreise.

Da hoben sich scheußliche Ungeheuer aus dem Pfuhle, die brüllend auf ihn losstürzten und wild umhersprangen.

Das Haar sträubte sich auf seinem Haupte, doch bald wurde er seines Entsetzens Meister und folgte dem leuchtenden Führer.

Der flog auf ein kleines Buschwerk zu, das an einer Seite in dem Kreise war und bald war er nicht mehr zu sehen.

Als der Ritter herzu kam, sah er eine kleine, versteckte Grotte dort, aber er prallte entsetzt zurück, denn vor ihr saß eine Unke, die so groß war als ein Kalb, und hinter dieser wimmelte es, am Boden und in der Grotte selbst, von Molchen, grell gefärbten Salamandern und bunten Feuerkröten. Alle diese scheußlichen Thiere schrieken durcheinander: „zurück! zurück!“

Der Feuerkäfer saß tief in der Grotte und rief wieder: „komm mit! komm mit!“ Einen Augenblick befann sich der Ritter, dann drückte er die Augen halb zu, hieb blindlings mit dem Schwerte rechts und links um sich und setzte seinen Fuß in die Grotte.

In dem Augenblicke hörte der Ritter hinter sich ein dämonisches, wildes Geschrei; sein Sinn verdüsterte sich und als er aus seiner Betäubung erwachte, sah er, daß die Grotte verschwunden war; statt ihrer sah er ein geöffnetes, großes Portal, aus welchem ihm ein süßer Duft entgegen kam.

Der leuchtende Käfer flog in das Portal und der Ritter stürmte ihm nach. — Erst mußte er durch einen langen, dunklen Gang, aber bald befand er sich in einer geräumigen Vorhalle, die jedoch nur spärlich vom Lichte einiger Ampeln erleuchtet war.

Der Ritter sah sich im Vorraume um. Rechts und links lagen große Haufen Waffen und Rüstungen, und als er einige Schritte vorwärts ging bemerkte er noch eine Thür und hörte auch zugleich liebliche Töne durch dieselbe dringen. Er wollte voran schreiten, da stieß sein Fuß an etwas an, und als er sich herabbeugte, erkannte er menschliche Gestalten und in ihnen männliche Leichen. Schauernd richtete er sich empor; sein Auge sah immer deutlicher, und nun gewahrte er links und rechts vor der Thür zwei schlanke, silberne Säulen, die einen leichten Bogen trugen, auf welchem im dunklen Grunde die Worte „Muth oder Verderben!“ feurig flammten.

Um jede der Säulen hatte sich eine furchtbare Schlange gewunden, die aber, keine Gefahr fürchtend, eingeschlafen waren.

Jetzt erst vermiste der Ritter seinen leuchtenden Führer; er griff sein Schwert zum Streiche, stieg behutsam über die Leichen auf die Schlangen zu, und plötzlich hieb er mit einem gewaltigen Streiche der einen den Kopf ab. Vom dröhnenden Schlage erwachte die andere Schlange, doch ehe sie noch zur Besinnung kam, war der zweite Hieb vollführt und auch sie ließ den gewundenen Leib langsam von der glatten Säule herabgleiten.

Beim zweiten Streiche verstummen die Töne im Innern, die Thür flog plötzlich auf, und der Ritter sah in einen Saal voll Glanz und Pracht.

Schnell trat der Ritter ein, sein Auge blitzte wild und seine Pulse pochten fieberisch.

Eine Menge kleiner Zwerge und Kobolde stürmte ihm entgegen und sah verwegen-trozig auf ihn und bald war er von ihnen dicht umringt.

Da schwang der Ritter sein Schwert so gewaltig, daß viele Zwerge schon vom Schwunge allein zu Boden taumelten; andere wurden vom scharfen Schwerdt geheilt, und plötzlich, des Ritters Macht erkennend, fielen alle Zwerge auf die Kniee und flehten um Gnade.

Der Ritter hieß sie aufstehn und sich in Reihen paaren. Das thaten sie und der Ritter ging, sie mustern, an ihnen vorüber.

Nun sah er sich im Saale um; das erste, worauf sein Auge fiel, war ein menschlich Wesen. Er glaubte Blendwerk halte seinen Sinn umfängen und trat dem Bilde näher; da sah er, daß er sich nicht täuschte.

Ein Mädchen, schön wie Morgenglühn auf einer weißen Rose, lag wie ein Götterbild schlafend auf weichen Polstern.

Das lange, dunkle Haar hing bis auf das weiße Gewand herab, das von Juwelen blitzte. An ihrer Brust schimmerte ein strahlend Licht und der Ritter erkannte in ihm den freundlichen Führer.

Ueber der Schlafenden hing eine goldene Ampel, die wohl in hundert Flammen ihr Licht umher goß, und rings umher standen duftende Blumen und große Laubgewächse, in deren Zweigen bunte Vögel saßen; ihr zu Füßen stand ein goldenes Becken, aus dem die süßen Wohlgerüche dampften.

Ein seliges Gefühl durchzog des Ritters Brust; er ging auf die Schlafende zu und küßte leise ihre schöne Stirn, dann sank er, wie vor einem Heiligenbilde, in die Kniee und wagte kaum das Auge zu erheben.

Indessen hatten sich einige der Zwerge heran geschlichen, um den Ritter rücklings schon mit ihren kleinen Dolchen zu durchbohren.

Das Oberhaupt der Zwerge war an der Spitze; der hatte so einen langen Bart, daß er, da er gebückt ging, darauf trat und zu Boden purzelte.

Der Ritter erwachte aus seinem Anschaun und da er das Vorhaben der Zwerge ahnte, schlug er gewaltig auf dieselben los, hieb dem Anführer den Kopf ab und trieb die andern alle zum Saale hinaus.

Nun erwachte auch die Schlafende. Sie erhob sich, sah erstaunt um sich, und als sie den Ritter gewahr wurde, lief sie auf ihn zu und sprach: „bist du ein Mensch, so nimm mich für immer hin als deine Magd!“ —

Der Ritter hob die Jungfrau sanft empor und führte sie bei der Hand nach ihrem Polstersitze zurück.

Nun erzählte der Ritter wie er dahin gekommen, und die Jungfrau lobte seinen hohen Muth.

Dann sprach die Jungfrau: „Höre an! Vor vielen langen Jahren bin ich von den Zwergen geraubt und in dieses Schloß geführt worden, damit ich dem Obersten der Zwerge, den du gerichtet hast, einen goldenen Hammer verwahre, womit er alle Zwerge und Kobolde zusammen rief. Viele edle Ritter zogen aus, mich zu befreien, doch die, welche am Weitesten kamen, hast du gewiß als Leichen vor der Thür gesehen. Dir ist es gelungen, hier einzudringen, aber noch ist Vieles zu thun, noch bedarf es deines ganzen Muthes, wenn du wieder mit mir ans Licht der Oberwelt kommen willst!“

Der Ritter fiel ihr ins Wort: „rath mir, was soll ich thun?“

Die Jungfrau zog einen kleinen goldenen Hammer unter ihrem Gewande hervor und sprach: „Nimm hin! ich brauche sein Hüter nicht mehr zu sein. Ein Schlag mit ihm auf diese Säule, und alle Kobolde und Zwerge dieses Berges müssen erscheinen und sich vor dir in Reihen aufstellen. — Nun tauche deine rechte Hand in das Blut des Alten und du wirst die Macht über die Schaar haben, die ihm einst gehörte.“

Der Ritter that, wie die Jungfrau sagte.

Dann sprach sie weiter: „Hüte dich, daß der Schlaf dich nicht überfällt, wenn du allein bist, noch daß du etwas genießest, was dir die

Zwerge reichen. Ich werde selbst den Becher dir kredenzen und das Mahl bereiten. Dann mußt du eine List erfinden, die die Zwerge vernichtet, denn so lange noch einer hier am Leben ist, können wir den Berg nicht verlassen!"

Nun führte die Jungfrau den Ritter im Schlosse umher und Jener staunte über die große Pracht desselben.

Ein kleines Gemach, welches dem Ritter besonders gefiel, nahm er für sich und nachdem er noch lange mit der schönen Jungfrau geplaudert hatte, zog er sich ermüdet in sein Zimmer zurück und bald lag er im festen Schlafe.

Nun kamen mehrere Zwerge in den Saal und trugen die Ueberreste ihrer gefallenen Brüder hinaus und reinigten ihn von ihrem Blute. Einige versuchten aber in das Gemach des Ritters zu dringen, um ihn im Schlafe zu ermorden; doch die Jungfrau hielt vor der Thür Wache.

Gern hätten die Zwerge auch die Jungfrau ermordet, aber sie hatten einst dem Oberhaupt feierlich gelobt, sie niemals zu berühren.

Da die Zwerge sahen, daß sie auf diese Weise dem Ritter nicht ankommen konnten, suchten sie es auf andere Art möglich zu machen.

Mehrere von ihnen gruben hurtig in der Erde fort, bis sie unter das Gemach des Ritters kamen. Da bohrten sie kleine Röhren nach Oberhalb, und ließen durch diese böse Dünste und giftigen Dampf dringen. Doch die Jungfrau kannte schon die Hinterlist der Zwerge und ahnte ihr Vorhaben. Sie spähte deshalb einmal durch ein kleines Ritzen und sah den aufsteigenden Dampf. Leise öffnete sie die Thür und so schnell sie nur konnte, zerriß sie ihr Oberkleid und stopfte mit den Stücken die Löcher alle zu.

Die Zwerge liefen hin und her und glaubten sicher, daß der Ritter bald todt auf seinem Lager liegen würde. Schon versammelten sie sich, um ein neues Oberhaupt aus ihrer Mitte zu wählen, da trat der Ritter plötzlich in den Saal.

Die Zwerge schlichen zitternd und einzeln davon.

Als die Jungfrau mit dem Ritter allein war, erzählte sie ihm die böse Absicht der Zwerge.

Da wurde der Ritter gar zornig und schlug mit solcher Gewalt auf die Säule, daß es durch den ganzen Berg schallte. Bald kamen auch die Zwerge haufenweis und zu Paaren hereingepurzelt und stellten sich ängstlich in Reihen auf.

Der Ritter aber sprach zu ihnen mit lauter Stimme: „weil ihr nach meinem Leben getrachtet habt, will ich, als Warnung für die Uebrigen, den sechsten Mann von euch durch das Schwert richten! — Tretet ab! in einer Stunde ruft euch der Hammer von Neuem und dann suche ich meine Opfer aus!“ —

Die Zwerge wurden bleich vor Schrecken und schüchtern sahen sie sich schon jetzt rechts und links um, ob sie die Sechse trafe und still schwanften sie zur Thüre hinaus.

Nach einiger Zeit kam ein alter Zwerg allein in den Saal und sprach zum Ritter: „Gestrenger Herr, wenn ihr euer Urtheil zurücknehmen wollt, will ich euch ein wichtiges Geheimniß entdecken, doch müßt ihr mir dann zuvor euer Ritterwort geben, daß meiner Brüder Leben nicht gefährdet ist!“

Der Ritter sprach: „Sag an, wenn es der Mühe werth ist, sei das Leben euch geschenkt!“

Darauf sagte der Zwerg: „Die Ritter, die draußen in der Halle liegen, sind nicht todt, denn keiner ist vom Schlangengebisse getroffen. Sie liegen alle in einem tiefen Schlafe. Ich habe ein Mittel, sie zu erwecken, und gebe es in eure Hände, sobald ihr durch Handschlag euer Ritterwort bekräftigt!“ —

Der Ritter war erstaunt; schnell reichte er dem Kleinen die Hand und drückte ihm die feinnige so sehr, daß er vor Schmerz laut schrie.

Der Zwerg gab ein Fläschchen mit einem hellen Saft.

Der Ritter eilte alsbald in die Vorhalle und bestrich, nach dem Rathe des Zwerges, der Schlafenden Augen und Mund mit dem Saft; aber keiner von ihnen schlug die Augen auf, noch setzte er die lahme Zunge in Bewegung.

Nun war der Ritter wüthend, daß ihn der alte Zwerg betrogen und belogen hatte und wieder schlug er mit aller Kraft auf die Säule.

Die Zwerge kamen eilig herein; sie glaubten der Ruf bedeute Freude und deshalb stellten sie sich arglos in Reihen auf. Aber wie zitterten sie, als sie hörten, daß das Urtheil nun vollzogen werden sollte.

Die Jungfrau entfernte sich; der Ritter aber ging an den Reihen der Zwerge hinunter und zählte mit lauter Stimme: „zwei, vier, sechs — vor! — zwei, vier, sechs — vor!“

Da traten auf einmal die erweckten Ritter aus der Vorhalle in den Saal, und da sie sogleich ihren Erretter erkannten, stürzten sie auf ihn los und huldigten ihm als ihren Herrscher.

Der freute sich nun aber herzlich, doch die Zwerge nicht minder, denn sie jubelten fast vor Entzücken, als der Ritter sie abtreten hieß.

Die schöne Jungfrau trat nun wieder in den Saal und alle Ritter eilten auf sie zu, und küßten ihr die Hand.

Die entzückte Jungfrau reichte bald darauf den Rittern die vollen Becher, und als diese freisßen, erzählten sie nach einander ihre Begebenheiten, auf dem Zuge nach dem Zwergenschlosse; nachdem führte sie der Hauptritter durch das Schloß und zeigte ihnen die unermeßlichen Schätze und Kostbarkeiten desselben.

Jeder der Ritter bekam ein Zimmer angewiesen, da sie aber lange genug gerastet hatten, gingen sie bald zum großen Saale zurück, um sich an Wein und Gesprächen zu erfreuen.

Der Ritter hatte indeß mehrere Zwerge zu sich bestellt, und befahl diesen, für jeden Ritter ein prächtiges Panzerkleid mit Helm und Waffen anzufertigen, und ein Mahl zu bereiten, wie es nur immer großartig zu beschaffen sei.

Die Zwerge machten sich eilig mit dem Auftrage fort, doch als sie beisammen allein waren, steckten sie die Köpfe zusammen und blinzelten verstohlen mit den kleinen Augen. Eine große Menge von ihnen machte sich so-

gleich an die Rüstungen und Waffen, andere bereiteten kostbare Weine und Speisen und noch andere machten sich ans Serviren. Einige aber schnürten in aller Eile ihr kleines Ränzlein und gingen auf Reise.

Die Zwerge hatten nämlich unter sich beschlossen, bei dem Gastmahle alle Ritter und auch die Jungfrau zu verderben.

In ihrem Bereiche fanden sie aber nicht das Mittel dazu, und deshalb mußten die mit dem Ränzlein nach einem fernen Berge wandern, um von ihren dort wohnenden Brüdern Arsenik zu holen.

So war nun im ganzen Berge ein geschäftiges Treiben. Am meisten hatten die kleinen Handwerker und Waffenschmiede zu thun, doch sie waren so fleißig, daß sie fast zuerst mit ihrer Aufgabe fertig waren.

Auch die Uebrigen waren mit ihren Zubereitungen zeitig fertig, nur die kleinen Arsenikholer blieben lange, weshalb die Festlichkeit sich hinzögerte.

Endlich fingen die Zwerge an, die Tafel zu decken.

Da war nun eine unbeschreibliche Pracht, und die Jungfrau selbst staunte über das Ganze. Alles blitzte und schimmerte und im Saale war es so hell, daß man ein Sandkorn am Boden sehen konnte.

Nun trugen auch die andern Zwerge die angefertigten Waffen und Rüstungen in die Gemächer der Ritter und die Jungfrau und der Herr warteten mit Ungeduld, daß die andern geschmückt erscheinen möchten.

Endlich kamen auch die Zwerge von der Reise zurück; sie trugen ganz schwer an den Päckchen, die ihnen die Brüder gern gegeben hatten.

Nun wurden hurtig alle Speisen und Weine mit dem Arsenik vermengt, und bald trugen die Zwerge auf.

Während dem kamen auch die Ritter in ihren prächtigen Anzügen in den Saal, und da war wieder des Staunens kein Ende. Alle bewunderten mehr die Geschicklichkeit der kleinen Arbeiter, als den Werth der Sachen. Helme

und Panzer waren vom feinsten Golde, Arm- und Beinschienen von Silber und die Panzerhemde von feinem, blauen Stahl, und die Schwerter blitzten wie Crystall. Auch die Jungfrau und der Gebieter prangten im vollen Schmucke, und die Vorahnung eines baldigen Glückes strahlte aus beider Mienen.

Endlich meldete ein Zwerg, daß die Tafel bereit sei.

Der Ritter führte die Jungfrau zum Sitze und alle übrigen Herren nahmen die Plätze ein.

Die Zwerge, welche zur Bedienung hinter den Herrschaften standen, rieben sich vor Vergnügen die Hände, daß sie nun bald wieder Herren des Berges waren; doch sie mußten bald auf den Befehl des Herrn den Saal verlassen.

Der Ritter bat die andern Herren, nichts von den Speisen und Getränken zu genießen; er schien das Vorhaben der Zwerge zu ahnen, denn er traute ihnen gar nicht; er gab von einem Gerichte einem Vogel nur ein Wenig und bald lag das Thierchen todt am Boden.

Nun mußte aber ein Jeder von den Speisen etwas auf die Teller nehmen, doch es wurde gleich wieder in ein anderes verborgenes Gefäß gethan, und so hatte es den Anschein, als ob alle gegessen hätten.

Dann schlug der Ritter auf die Säule.

Die Zwerge kamen eilig herangestürzt, denn sie glaubten, der Herr habe im Todeskampfe den letzten Schlag gethan, aber wie waren sie erstaunt, daß alle gesund waren.

Der Ritter befahl nun den Zwergen, daß sie tanzen sollten, um ihn und seine Gäste zu erfreuen.

Als bald holten einige die „Zwergharmonica“ und fingen an, ihr die wunderbarsten Töne zu entlocken. Diese Harmonica bestand aus langen Gold-Drath-Fäden, auf welche alle Arten Metallstücke gereiht waren, die, nachdem sie den Ton geben sollten, größer oder kleiner waren.

Der, welcher die Harmonica spielen mußte, hatte zwei kleine Hämmerchen von Silber, mit welchen er auf die Metallstückchen schlug.

Ein jeder der Zwerge konnte sie spielen, und sie trafen die Töne mit solcher Gewandtheit, daß es zum Staunen war.

So ging es auch jetzt; bald klangen die Töne einer Tanzmusik so entzückend daher, daß die Zwerge ihnen nicht widerstehen konnten.

Paar um Paar saßen sie sich, und sie machten so seltsame Geberden und Sprünge, daß sich die Herrschaften sehr darüber ergögten.

Nach mehreren Tänzen erhob sich endlich der Ritter und die Musik verstummte; auch die Jungfrau und die andern Herren erhoben sich, und der Ritter sprach zu den lauschenden Zwergen: „Wir haben nach Möglichkeit gegessen und getrunken, und da wir euch Dank schuldig sind, für die prächtigen Sachen, wie für die ausgesuchte Tafel, so sollt ihr euch alle um den Tisch setzen und den Rest der Speisen und Getränke verzehren. Ich selbst und eure schöne Gefangene werden euch bedienen!“ —

Da zuckten die Zwerge zusammen; sie spielten aber die Spröden und sträubten sich nach Möglichkeit. Sie meinten, daß es sich nicht schicke, die Plätze so hoher Herrschaften einzunehmen, sie wollten lieber draußen die Speisen essen und auf das Wohl der Herrschaften trinken.

Aber der Ritter gebot jetzt mit drohender ernster Miene; da schlichen denn die Zwerge zitternd heran und nahmen schweigend Platz.

Sie hofften, gleich wieder hinaus zu kommen und sich noch zu retten, aber der Ritter und auch die Jungfrau, welche den Gebieter verstand, reichten jedem Einzelnen die Speisen, und gingen nicht eher von ihm, bis er sie gegessen hatte; ebenso machten sie es auch mit dem Weine.

Die Zwerge würgten, als ob sie Steine schluckten und wenn einer aufstehen wollte, befahl ihm der Ritter strenge, seinen Platz zu behalten.

Schon nach kurzer Zeit fielen einige zuckend und schreiend von ihren Sitzen und wanden sich sterbend am Boden.

Die Jungfrau eilte aus dem Saale; der

Ritter blieb aber mit den anderen Herren zurück und sie sahen schauernd auf das Geschick der kleinen Böfewichte.

Ein Schmerzgeschrei schallte durch das weite Zwergenschloß, doch nach kurzer Zeit wurde Alles still — die Zwerge waren sämtlich todt. —

Der Ritter eilte nun zur Jungfrau und verkündete ihr die Freiheit.

Da flog auch der Leuchtkäfer plötzlich von der Brust der Jungfrau, und der Ritter hörte wieder das leise: „komm mit! komm mit!“ und seine Brust hob sich stolz empor.

Schnell rüsteten sich Alle zum Ausbruch. Sie nahmen noch mehrere Kostbarkeiten mit sich und folgten freudig dem leuchtenden Führer.

Bald waren sie im langen, dunklen Gange, doch schon nach wenigen Augenblicken sahen sie in der Entfernung das ersehnte Licht des Tages glänzen und nach einigen flüchtigen Schritten standen sie im grünen Walde.

Als der letzte der Befreiten aus dem Portale getreten war, fiel das reiche Zwergenschloß prasselnd zusammen.

Die Befreiten aber küßten die Erde und weinten Thränen der reinsten Borne.

Ein Hirtenknabe saß ihnen gegenüber an einem Hügel und sang in die frische Morgenluft sein Lied:

Sei mir gegrüßt,
Du grüner Wald!
Wie lieblich schallt
Der Vögel munterer, heller Schlag.

Ich singe ihre Weisen nach;
Sei mir gegrüßt!

Sei mir gegrüßt;
Du Sonnenlicht,
Das warm und rein,
Auf Blumen und Stein,
Durch hohe Eichenkronen bricht.
Sei mir gegrüßt!

Sei mir gegrüßt,
Was hier sich regt!
Wie doch mein Herz so felig schlägt;
Als schaute ich zum ersten Mal
Die Welt, im reinen Frühlingsstrahl.
Sei mir gegrüßt!

Die Befreiten lauschten mit tiefer Rührung auf die einfache Weise des Hirtenknaben; als er geendet hatte, gingen sie auf ihn zu, und fragten ihn nach dem rechten Wege.

Der Knabe sagte ihnen genau Bescheid; sie beschenkten ihn reichlich und zogen weiter durch den Wald.

Sie fanden sich auch gut zurecht, denn am Abend erreichten sie, unter dem Andränge eines großen Volksaufens, das Schloß des heldenmüthigen Ritters.

Nach einiger Zeit feierte der Held mit der schönen Jungfrau seine Hochzeit, und die Ritterschaft des ganzen Landes brachte ihm zu dem Feste ihre Glückwünsche dar.

Das Paar lebte glücklich und zufrieden, und ihre Nachkommen waren sehr zahlreich und wurden alle tüchtige Kämpen.

Des Helden Wahlspruch aber blieb bis an sein Ende: „Muth oder Verderben!“

Ludwig Bunt.

Alles geht vorüber.

Wenn Alles grünt und blüht im Feld,
Wenn Nachts noch roth der Westen glüht,
Indeß der Ost sich schon erhellt,
Wenn Sang und Duft den Wald durchzieht,
Dann klopft an's frohe Menschenherz

Der alte tiefe Erden Schmerz:
O, Alles, Alles geht vorüber!
Stets kürzer wird fortan der Tag,
Es naht der Herbst sich allgemach,
Der Sommer ist schon halb vorüber.

Wenn stumm und starr ein Leichentuch
Die Erde liegt, in steter Nacht,
Die kaum der Sonne Trauerzug
Auf kurze Zeit zur Dämm'ung macht;
Dann klopft an's bange Menschenherz
Der alte Trost in jedem Schmerz:
O, Alles, Alles geht vorüber!
Stets länger wird fortan der Tag,
Es naht der Winter allgemach,
Der Sommer ist schon halb vorüber.

Ein trostreich und ein mahnend Wort!
Es mäßigt Freud', es mildert Leid,
Scheucht Uebermuth und Unmuth fort,
Und macht die Seele still und weit;
Es hebt die Blicke himmelwärts,
Dies alte, tiefe Wort, mein Herz:
O, Alles, Alles geht vorüber!
Wenn du am höchsten bist beglückt,
Wenn dich dein Leid am schwersten drückt,
So ist es auch schon halb vorüber.

Mathilde Haven.

Springbrunnen und Mühlenbach.

Der Springbrunnen schaut dem Mühlenbach
Hochmüthig über die Achsel nach:
„Wer sagte jüngst, dieser plumpe Gefelle
Entspringe mit mir der nämlichen Quelle.“
Der Sclave, der rastlos früh und spät
Das Leinen bleicht, das Mühlrad dreht,
Und ich, so hochgestellt, so groß,
Der für's Vergnügen athmet bloß;
Er, der im Staub auf eignem Fuß
Durch Strauch und Dorn spazieren muß,
Ich, der ich müßlos auf der Höh
Durch Andrer Hand gehoben steh'!

Nein! nimmer sind wir vom selben Geschlecht.
Ein Gentleman ich, und er ist ein Knecht.“

Der Mühlbach hört das ein Weilchen stumm,
Doch wendet er endlich den Kopf herum:
„Springbrunnen, bilde dir ja nicht ein,
Daß deines Gleichen ich wollte sein!
Wenn das dein einziger Vorzug ist,
Daß du so faul und so unnützig bist,
So hättest den Hochmuth du sparen können,
Den Vorzug will ich dir gerne gönnen.“

Mathilde Haven.

Die Rose.

Im Frühlingshain am Rosenstrauche
Sah ich ein Mägdelein sinnend stehn.
Mir war's, als hör' im Abendhauche
Ein Flüstern durch den Strauch ich wehn;

Als sprach' die Rose: Diese Blätter,
Sie färbte nicht die Sonn' allein,
Der Regen auch, das trübe Wetter
Wob mit an diesem Duft und Schein.

Und nicht allein in blauen Lüften,
Wo sie das schöne Haupt erhebt,
Auch in der dunkeln Erde Klüften
Ist's, wo die Rose wohnt und lebt.

So wie die Rose ist das Leben,
So wie die Rose sollst du sein;
In Glück und Leid sollst du erheben
Dein Auge lächelnd, hold und rein.

Mathilde Haven.

Die Tanne.

Ein Tannenbaum steht auf der Berges Gipfel;
Den Fuß umwuchern Haib' und Moos, die
Wipfel,

Hebt er zur Wolkenhöhe stolz empor;
Es tönt kein Laut in seinen düstern Zweigen,
Nur wenn sie erst sich vor dem Winde neigen,
Dringt es wie Geisterflüster draus hervor.

Es schmückt den Wald der Lenz mit jungem Laube,
Vom Herbst gebräunt, wird es dem Frost zum
Raube

Schwarz, unverändert steht der Tannenbaum.
Er schweigt, — nur manchmal schüttelt wild
und wilber

Er seine Zweige, wenn die dunkeln Bilder
Der Zukunft ihm vorbeiziehn wie ein Traum.

Einst wird die Art an deinen Fuß man legen,
Der Säge Zahn in deinem Mark sich regen,
Man fällt dich, stolzer, königlicher Baum. —
Der Landmann rafft die Zweige rings zusammen,
Zu nähren seines Herdes dürst'ge Flammen,
Und zu erhellen seiner Hütte Raum.

Dein Haupt wirst neu als Schiffmast du erheben:
Die Segel flattern, lautes, wildes Leben
Umgiebt statt Waldesstille dich fortan.

Den Fuß bespülen dir die Meereswogen,
Sie schleudern dich im Sturm zum Himmels-
bo

Und eine Welt grüßt dich, deiner Bahn.

Und endlich zimmert man aus deinen Brettern
Ein enges, leichtes Haus; — vor Sturm und
Wettern

Soll einer Leiche letzter Schutz es sein.
Das Grab eröffnet seine dunkeln Räume;
Man senkt Euch ein, zu neuer Saat die Keime! —
Wo grüßt Euch einst der neue Sonnenschein? —

Dir, Tanne, gleicht der Mensch, das Kind der
Erde,

Der träg und matt an seinem niedern Heerde
Und an der heimathlichen Scholle klebt;
Des hehrer Geist umfaßt die Näh' und Ferne,
Das Meer, die Erde und die ew'gen Sterne,
Und den zuletzt — der Erde Schooß begräbt.

Mathilde Raven.

Zwei Reichen.

(Nach einer wahren Begebenheit bei Spital in Kärnthen.)

Es kam der Pfarrer vom Hochaltar,
Dort bracht' er das heilige Opfer dar:
Und — wohl zum letzten Male,
Er sank in den Lehnstuhl erschöpft zurück,
Er schloß den müden frommen Blick
Dem Morgen Sonnenstrahle.

Der schmolz am Fenster die Blumen von Eis,
Umgoß mit Glorie den Priestergeiß;
Er faltet die zitternden Hände;
Es fiel sein spärlich Lockenhaar
Schneeweiß herab auf den schwarzen Talar
Mit breiter Schärpe zur Lende.

Der Pfarrer läspelt ein Stillgebet,
Da hastigen Schwungs die Thüre geht,
Ein Bauersmann stört seine Ruhe.
Man sah, der war weit durch den Morgen gereist,
Es waren ihm Haare und Bart beeiß,
Voll Schnee Kamatschen und Schuhe.

„Ein Kranker, Herr Pfarrer, so hub er an,
Der sterben will und nicht sterben kann,
Der fleht, daß Sie Beicht' ihn hören,
Damit er empfang' das Sakrament
Und die heilige Delung zu gutem End;
O, daß Sie schon drüben wären!“

„Es zieht sich der Weg drei Stunden weit,
Allein der Kranke ist jeder Zeit
Ihr folgsam Beichtkind gewesen.
Es weinet sein Weib manch' heiße Zähre'
Und meint, wenn der Pfarrer erst drüben wär,
Dann würd' schon der Gatte genesen.

„Nur scheint's, der Herr Pfarrer ist selber krank!
Der Wind geht kalt, der Weg ist lang —
Es geht nicht beim liebeichsten Willen.“
Und der Pfarrer so müd' auf den Boten blickt
Und er seufzt und sein Aug' eine Thräne zerdrückt:
Ach könnt ich den Wunsch euch erfüllen.

„O guter Freund, besflügel den Schritt,
Nehmt im nächsten Pfarrdorf den Priester mit,
Ich kann für den Kranken nur beten.
Der Herr, der herrscht über Leben und Tod,
Versagt nicht den Seinen das Himmelsbrod,
Er hilft in allen Nöthen!“

Und eilenden Schritts ging der Bote davon,
Doch als von da sechs Stunden entflohn,
Da stellt sich ein anderer wieder.
Der fand den Pfarrer im Lehnstuhl nicht mehr
Und erfuhr, daß zu Bett er gegangen wär',
Daß ihm Krankheit lähme die Glieder.

Und man führt an das Lager des Priesters ihn,
Des Wangen vom Brande des Fiebers erglüht'n,
Und der Bote bringt vor sein Begehren:
„Ein Kranker, der ach! nicht sterben kann,
Der flehet den Pfarrer um Beistand an,
Er will diesen Trost nicht entbehren.

„Drum that ich den zweiten vergeblichen Gang,
Denn es ist der Herr Pfarrer ja selber krank;
So ist's ein unmöglich Verlangen.
Auch käme gewiß der Trost zu spät,
Wohl ehe der Mond am Himmel steht,
Ist der Sterbende heimgegangen.“

Er geht. Und Stunde auf Stunde verrinnt,
Und der Bote wieder die Heimath gewinnt,
Und es leuchten hoch oben die Sterne.
Bald ist nicht weit die Mitternacht
Die Dörfer der Hunde Gebell bewacht,
Da horch! ein Kommen von Ferne.

Und eilenden Schrittes vier Männer nah'n,
Die klopfen gar hastig am Pfarrhaus an;
Der Küster läßt nicht warten:
Denn draußen schnob es grimmig kalt,
Der Wind schnitt eisig durch Wies' und Wald,
Durch Schnee und Feld und Garten.

Sie melden also ihr Begeh'r,
Daß dies der dritte Auftrag wär',
Den Pfarrer zum Kranken zu hosen.
Sie wüßten es wohl, daß er selber krank,
Nur thäten getrost sie den christlichen Gang,
Den des Sterbenden Wille befohlen.

Das hört in der Kammer der Priestergreis,
Der länger den Drang nicht zu meistern weiß,
Zu werden ein Gnadenbringer.
Er ruht; die Boten treten her:
„So tragt mich, spricht er, die Last ist nicht schwer.
Denn hier ist Gottes Finger!“

Da hilft kein Mahnen, hilft kein Rath:
„Der Herr, der dreimal gerufen hat,
Wird Kraft und Stärke mir geben.“
Und warm in Bette und Decken gehüllt,
Ein bleiches hageres Greisenbild
Sie ihn mit der Bahre erheben.

Und leise geht's zum Gotteshaus.
Da waren alle Kerzen aus,
Nur leuchtet die ewige Lampe.
Sie schreiten hinan zum Hochaltar
Sie heben hoch die Krankenbahr,
Hohl schallt der Männer Getrampe.

Das Tabernackel dreht sich um,
Und Chrysam und Ciborium
Nimmt der Greis mit zitternden Händen.
Und stracks voran der Küster geht;
Die Bahre folget mit Gebet,
Ihr Schatten fliegt an den Wänden.

Sie schließen die Kirche mit Bedacht,
Und nun gehts weiter durch die Nacht,
Voran Latern und Schelle.
Und wie dem nahenden Heiland zum Gruß,
So knistert unter der Männer Fuß
Der Schnee, der blendend helle.

Und der Frost macht Zweige und Reiser krapp,
 Bricht knisternd die letzten Blätter ab,
 Und streut sie dem Heiland entgegen,
 Dazu tönt „Tink klingelink“ die Schell,
 Die Vöglein träumen, der Mond scheint hell
 Auf Wegen und auf Stegen.

So geht's thalab, so geht's waldan,
 Daß Schweiß von Stirn und Wange rann
 Der rüstigen eilenden Schreiter.
 Sie halten nicht an; sie setzen nur ab,
 Die Schulter zu wechseln. Wie im Trab
 Geht's weiter dann, — immer weiter.

Da endlich, endlich da strahlet von fern
 Ein Fenster wie ein Christmächtsstern
 Am Häuschen an der Haide.

„Im Sakramente des Altars
 Gelobt sei Gott!“ da war's, da war's,
 Zu ihrer aller Freude.

Und scharf des Küsters Schelle ging,
 Tink kling klingelink tink klingelink!
 Und drüben die Blicke erglühn:
 Denn es schärft des Kranken Weib das Ohr
 Da stürzt mit den Nachbarn schnell sie hervor
 Und liegt vor dem Haus auf den Knien.

So war es nicht Täuschung, nein Alles wahr!
 Es trägt ja vorüber den Pfarrer die Bahre,
 Der segnend spricht: „Fried' diesem Hause!“
 Und bei der Laterne schmalem Schein
 Da schreiten die Träger zur Stube hinein,
 Hier endlich ist erste Pause.

Der Sterbende wendet sein mattes Haupt.
 Ihm hatte das Harren die Hoffnung geraubt,
 Nun glänzet sein Auge voll Thränen.

Man rückt die Bahre zum Krankenbett vor,
 Der Kranke leiht dem Kranken das Ohr —
 Den sieht man herüber sich lehnen.

Und er beichtet still, was die Seel' ihm beschwert,
 Und alles kniet weinend und schluchzend zur Erd',
 Vor Dank kann Keiner sich fassen.
 Zu Ende geht die Beichte schon,
 Der Priester spricht: „Getrost mein Sohn,
 Deine Sünden sind dir erlassen!“

Und hurtig tritt der Küster hervor
 Und betet das Confiteor
 Und stützt den Arm des Greises,
 Der reicht aus dem Ciborium
 Dem Kranken das Sanktissimum:
 „... Custodiat ...“ flüstert leis es.

Nun langt zum heiligen Chrysam der Greis;
 Da deckt sein Antlitz matter Schweiß,
 Er vermag nicht, die Delung zu spenden.
 Er reicht die heil'gen Gefäße zurück:
 Da leuchtet so sonderlich plötzlich sein Blick,
 Und er pflückt auf dem Bett mit den Händen. —

Noch küßt der Pfarrer ein Crucifix
 Und reicht es dem Nachbar gebrochenen Blicks,
 Die Wange so bleich wie die Haare.
 O Gott! da kommt ihm die Athemnoth,
 Tief seufzt er auf und sinket — todt
 Zurück auf seine Bahre.

Und Schrecken ergreift der Frommen Schaar,
 Die weinend und betend versammelt war,
 Und alle erschauern, erbleichen:
 Da röchelt der Nachbar in Todesqual! —
 Und des neuen Morgens erster Strahl
 Beschien hier bleich — zwei Leichen.

Nicolaus Schüren.

Boris und Methudius.

Vor Boris, König der Bulgaren,
 Der Fesseln Wuch an Hand und Fuß,
 Inmitten rauher Kriegerschaaren,
 Gefangen steht Methudius.

Methudius, der rings im Reiche
 Das Evangelium gelehrt,
 Und durch sein Wort, das wundergleiche
 Manch Heidenherz gerührt, bekehrt.

Und weil die Häfcher ihn gefangen,
Als er, des Pinsels Meister auch,
Ein Bild erschuf mit Farbenprangen
Und Lebensmark und Lebenshauch,
So lehnt im Raum des Königsaaes
An einer Säule dort das Bild,
Doch ist die Allmacht seines Strahles
Zufällig noch dem Blick verhüllt.

„Du also wagst,“ fährt mit Erbofen
Jest Boris den Apostel an,
„Den alten Glauben umzustofen,
Und lockst mein Volk auf irre Bahn?
Verachten lehrst du es die Götter,
Durch die so herrlich es gedieh,
Und kündest einen neuen Retter,
Der niemals noch ihm Schuß verlieh?“

„Es hat mit väterlichem Sinne,“
Spricht jener, nicht von Furcht bewegt,
„Dein Volk von seinem Urbeginne
Der Gott, der mein, gehegt, gepflegt.
Auf seinen Wink führ' ich's der Wahrheit,
Dem Heil, nicht dem Verderben zu,
Und aus der dunklen Nacht zur Klarheit,
Begreifst du erst, erwachst auch du.“

„Wie? Bis zu meinem Königs throne
Versteiget sich dein Uebermuth?
Träumst du vielleicht von reichem Lohne?“
Fährt Boris auf in grimmer Wuth.
„Bei allen Göttern, du sollst büßen!
Schnell auf den Markt mit ihm dahin,
Und legt ihm dort sein Haupt zu Füßen!“
Und schon erfaßt, ergreift man ihn.

„Zu Gottes Preis!“ ruft ohne Schrecken
Der Heil'ge, ja mit Freudigkeit;
„Doch eile nicht, dich zu beslecken
Mit Blut, das dich der Sünde zeih't.
Mag auch die Rache lange zaudern,
Am Ende trifft sie fürchterlich;
Es kommt ein Tag voll Angst und Schaudern,
Und dann ereilet sie auch dich.“

„Magst du auch jetzt unnahbar ragen,
Von tausendfacher Macht geschützt,
Es kommt ein Tag voll Angst und Zagen,
Wo aller Prunk nicht frommt und nützt.“

Dann sitzt der Herr der Königschaaren
Ob aller Welt hoch zu Gericht,
Und strenges Urtheil wird erfahren,
Wer dreist verlehet seine Pflicht.“

„Wähnst du, mich machen Märchen schüchtern?“
Lacht Boris, doch erfaßt ihn Graun.
„Ich schlafe nicht, mein Aug' ist nüchtern,
Fürwahr den Tag, ich möcht' ihn schau'n!“
Wohlan!“ und aus der Hand der Schergen
Begeistert los reißt sich Methud,
Nicht länger soll das Bild sich bergen,
Er rückt den Flor mit kühnem Muth.

Ha, welch ein Anblick! als ob eben
In wunderbarer Farben Schein
'Ne andre Welt, ein andres Leben
Stürzt in die Gegenwart herein.
Das sind nicht Farben, ist Bewegung
Und Stimme, volle Wirklichkeit,
Daß sich das Herz in heil'ger Regung
Dem Bild mit Andachtsstaunen weicht.

In's gränzenlose Reich der Lüfte
Posaunen Engel h'n mit Macht,
Und Millionen stürmer Grüste,
Sie bersten, daß es donnernd kracht,
Und ihre Todten geben alle
Zurück dem Lichte neubelebt,
Als wären Wiegen sie beim Schalle
Des Erzes, der sie tief durchbebt.

Und welche Gruppen sich entfalten!
Die Gattin sich zum Gatten drängt,
Und welke, blühende Gestalten,
Und Arm und Reich, wie bunt gemengt!
Und Bangen lauscht in jeden Mienen,
Und Bangen lauscht in jedem Blick;
Klein ist die Zahl, die froh erschienen,
Gefasset auf ihr Endgeschick.

Auch stellen Kön'ge an der Spitze
Beherrscher Völker dort sich dar,
Erloschen sind des Scepters Blitze,
Fahl ist der purpurne Talar,
Und sie, vor denen Welten bebten,
Sie bebten selbst beim Erzeston,
Der rastlos alle, die einst lebten,
Laut schmetternd ruft vor einen Thron.

Der schwebet hoch ob dem Gewimmel,
Ein marktverzehrend Feuermeer,
Inmitten zwischen Erd' und Himmel,
Und auf dem Throne sitzt Er,
Von Huld zwar ist sein Ernst gemildert,
Doch trifft er, wie ein Donnerschlag —
Gekommen, wie die Schrift ihn schildert,
Wähnst du den letzten, jüngsten Tag.

Und Boris saugt mit starren Augen
Den wunderbaren Farbenschein,
Und seine Krieger alle saugen,
Gleich ihm, das Bild in sich hinein;

Er kann nicht länger widerstreben,
Bezwungen sinkt er auf sein Knie,
Und alle, die ihn ringsumgeben,
Auf ihre Knie sinken sie.

Und unter Seufzern, Neuethränen
Entfesselt eilig wird Methud,
Und alle mit inbrünst'gem Sehnen
Fleh'n um der Taufe heil'ge Fluth,
Und ihrem Beispiel in der Runde
Folgt Völkerschaft auf Völkerschaft —
So wirkt die Kunst in treuem Bunde
Mit göttlicher Gedanken Kraft!

Joseph Wenzig.

Der heilige Basilius.

(Neugriechisch.)

Des Abends Hauch durch die Felder weht,
Aus der Hofburg der heil'ge Basili geht.

Im härenen Mantel, aus Kupfer die Schuh,
Da liefen die Knäblein und Mägdelein herzu.

Inmitten des Weges um'singeln sie ihn:
Gi Vater Basili, woher und wohin?

„Ich komm' von der Schule, mein Weg ist noch weit
Mein wartet die Mutter, ich habe nicht Zeit.“

Ei, lärmen die Jungen, Basili steh!
Und sag' uns noch einmal das A B C.

Auf seinen Stab stemmt Basili sich an,
Hebt das furchenvolle Haupt zum Himmel hinan:

Und dem Stabe sah man ein Zweiglein erblüh'n
Mit Blättern, duftig, frisch und grün,
Worauf in Silber die Buchstaben glüh'n.

W. Constant.

Die Bäume wollten einen König haben.

Der Bäume auf Erden sind nicht wenig,
Drum wollten sie haben einen König.
Die Wahl schlug aus der Tannenbaum,
Sein Pech verträge der Hofstaat kaum;
Die Sichelstecher trugen Schuld,
Das ablehnt der Eichbaum die hohe Huld;
Der Weinstock, zu nieder an der Erde,
Vermißte die fürstliche Geberde:
Des Delbaums sonst so gemüthliche Gnaden
Verkehrte zu sehr mit Krämerladen;
So schlugen noch andre, grad und krumm

Wohlweislich aus das Königthum;
Nun kam der Dornenbusch daran
Und dieser nahm die Würde an,
Und rief: „Ich will Euch König sein,
„Mein Schatten möge euch gedeihn,
„Die Dornen, die mein Amt mir deut,
„Die trag' ich schon längst an meinem Kleid;
„Der Schelm, der sich mir frevelnd naht,
„Der spüre meine Dornensaat;
„Nicht macht Euch arm mein schlichter Puz,
„So steh' ich da, Euch zum Schutz und Trutz.“

W. Constant.

Maria-Lärch.

Heilig, duftig Waldebrauschen
Und der Lüfte Weh'n und Zieh'n!
Drüber wallen weiße Wölklein
An dem blauen Himmel hin.

Vöglein singen in den Zweigen
Frisk und munter ihren Chor,
Und im kühlen Lärchendunkel
Ragt die Waldkapell' empor.

Bannt in Andacht meine Schritte
Mit geheimnißvoller Macht.
Hält mich fest des Kirchleins Frieden?
Fesselt mich des Waldes Pracht?

Horch, im Säusen schlanker Bäume
Klingt mir leis' die Wundermähr',
Wie in alten Tagen prangte
Eine Lärche hoch und hehr.

Ihre zarten Zweige gaben
Säuselnd zauberhaften Klang,
Daß die Wand'rer, hingezogen,
Lauschend hemmten ihren Gang.

Frommes Schauern, Himmelsfriede
Wehte aus dem Lärchenbaum,
Und zur Andachtsstätte wurde
Bald des Waldes dunkler Raum.

Bald erhob sich schlicht ein Kirchlein,
Frommer Seelen frommer Bau,
Pilger mit den Vöglein sangen
Lob und Preis der höchsten Frau.

Und es bannt ein heil'ger Zauber
Mich im Walde kühl und grün,
Wenn die hohen Bäume rauschen,
Wenn die Hagerosen blüh'n.

Wie in alten Tagen üben
Wald und Himmel ihre Macht,
Weben um der Waller Sinne
Herzbezaubernd ihre Pracht.

Jg. B. Bingerle.

Seeabenteuer eines Kreuzfahrers.

(Volksmärchen.)

Es war einst ein Herzog von Baiernland,
der war einer der streitbarsten, werthesten
Mitter, von denen gesagt worden ist, dazu schön
von Wuchs, ablich von Sitten und hatte ein
großmüthiges Herz. Da ihm aber Familien-
hader, durch einen bösen Buben angeschürt,
daheim viel Ungemach bereitete und er endlich
einsah, daß er sein nicht Herr werden könne,
sondern in Bitterkeit sein Leben verbringen
müsse, wenn er daheim bliebe, so beschloß er,
auszuziehen auf Abenteuer und lieber dem Tode

zu begegnen, woher er komme, als täglich der
Bosheit in ihr ruchlos Antlig zu blicken. Und
das war Recht, denn er war jung, frei und
hatte einen guten Freund, den Grafen Wegel,
der ihm allezeit treu beistand und gern ein-
willigte, ihn zu begleiten.

Somit rüstete er auf's Beste fünfzig
Mitter nebst Knappen und zogen zunächst aus
gen Constantinopel, Willens, von da in's heilige
Land zu fahren, um den frommen Kreuzfahrern
zu helfen gegen die Ungläubigen. Von den

Griechen kauften sie ein großes Seeschiff, rüsteten es wohl aus mit allem Zubehör und stachen danach in Gottes Namen in See.

Da sie aber bereits über einen Mond glücklich gefahren waren, also daß sie Ptolemais nahe zu sein glaubten, erhob sich in einer Nacht groß Ungewitter auf dem Meere, daß ihr Schiff von Sturmwind und Wellen arg beschädigt und lange Zeit arg hin- und hergeworfen wurde. So glaubten sie denn, elend umkommen zu müssen, der junge Fürst sammt seiner Ritterschaft, und baten fleißig Gott, daß er ihnen gnädig und barmherzig sein wolle. Danach legte sich auch der Defan, aber der Schiffspatron wußte nicht, in welcher Gegend er war, fuhr also immer, wohin die Segel standen, gerade aus, bis die letzten Reste Proviant aufgezehret waren und der Hunger sie gewaltig heimsuchte.

Also verlegten sie sich wieder auf das Gebet und da sah der allmächtige Gott von den Höhen des Himmels ihr demüthiges Flehen und erlöste sie aus ihrer Noth und Gefahren. Denn an einem Morgen, als der Himmel heiter war, sahen sie aus der Ferne ein Land, und darin eine gar schöne königliche Stadt.

Das Schiff wurde sofort gelandet, der Herzog stieg mit Grafen Wezel und der gesammten Ritterschaft an das Ufer, befaß wohlgerüstet auf die Rosse zu steigen, wie zum Kampfe und so ritten sie fürbaß, die Stadt zu besichtigen. Sie hielten sich aber vorstichtig zusammen, da sie Land und Leute nicht kannten und ihr Leben nicht vorwizig in Gefahr bringen wollten.

Die Stadt war aber außermassen wohl erbauet, hatte eine schöne hohe Mauer, die war sehr dick, dazu einen großen Wassergraben, desgleichen gewaltige Bastien und einen schönen Wall. Dem Grafen Wezel verordnete da der Herzog, die Fahne zu tragen, auf der das Leiden unseres Herrn Jesu Christi gemalt war, und ritt selbst mit gehobenem Speer neben ihnen auf das Stadthor zu und so folgten alle Ritter den beiden Freunden.

Es kam aber anders, als sie erwartet hatten, und schien Alles gar ungefährlich und hold. Denn da sie an die Stadt kamen, fanden sie das Thor unverschlossen, worüber sie sich nicht genug verwundern konnten. Der Herzog hielt aber den Zug an, obwohl kein Feind sichtbar war, und sprach: „Meine Brüder, so viel ich verstehe, sind diese Thore nicht ohne Untreu und Hinterlist der Bürger offen, denn sie meinen, wir sollen unvorsichtig hineinrennen, so würden sie uns fangen und tödten. Darum gedenkt eures angeborenen Adels, unserer Abenteuer und Hungernoth, schließt euch fest zusammen und folgt der Fahne Gottes und meinem ritterlichen Zeichen. Seht ihr dann Feinde hervorbrechen, die nach unserm Leben trachten, so schlägt sie männlich nieder.“

Nun ritten sie unerschrocken durch das erste und vier andere Thore, fanden aber Niemand, weder innen noch außen. Also zogen sie fröhlich mit lautsingender Stimme bis mitten in die Stadt, war aber nirgendwo etwas Menschliches zu sehen. Endlich gelangten sie an des Königs Pallast, und gingen getrost hinein bis in den Thronsaal. Da war Alles überaus herrlich und wie zu einem Hochzeitsfeste eingerichtet. Denn es waren in langen Reihen Tische und Stühle gesetzt und kostbare Speisen aller Art und edle Weine waren in Fülle da und jegliches Geschir aus Gold oder Silber.

Der Herzog sprach aber: „Nun danket Gott, der seinen Getreuen in der Noth beibringt allwege und dem Hungernden Labung vorsetzt in der Wüste. Eßet und trinket jetzt, soviel ihr zur leiblichen Nahrung bedürft, denn was in den Mund gehet, sündigt nicht. Gold, Silber und Purpurgewand und was sonst vor unsern Augen und Händen ist, rühret nicht an. Die Besitzer sind, wie ich vermeine, nur hinweggezogen auf kurze Zeit. Wenn sie heimkehren, sollen sie nicht sagen, es seien gemeine Diebe in ihrem Eigenthum gewesen.“

Hierauf setzten Alle sich nieder, ließen sich schmecken, was da war, und aßen und tranken sich recht satt. Danach wurde auch das Schiff mit neuem Proviant versehen, daß es wohl

für ein halbes Jahr ausreichte. Vor der Abreise wollte der Herzog aber doch gerne auskundschaften, welchem Volke die Stadt angehöre, entließ deshalb seine Ritter auf das Schiff, um jeglich Ding zur Fahrt zu rüsten, mit seinem Freunde Wegel aber ging er noch in der Stadt umher und prüfte Bauart und Einrichtung und fand Alles außermaßen reichlich und vortrefflich. Das Schloß, in das sie zuletzt zurückkehrten, war aber das Schönste, was zu finden war, also daß sie glaubten, es sei des Königs und Landesherrn.

Wie sie es nun durchmusterten, fanden sie darin einen großen Marmorsaal, mit zierlichem Hausrath und allerlei Kleinodien gefüllt, daneben ein edles Schlafgemach, mit geläutertem Gold und edlem Gestein unaussprechlich schön geziert. Darin standen auch zwei köstliche Betten und die Leilachen, Kissen und Decken waren von Seide, Sammet und Damast. Daran stieß ein liebliches Sommerhaus mit grünenden Cedern und allerlei Blumen und seltenem Gesträuch, in der Mitte aber befand sich ein Marmorbad, geräumig für Zwei, und aus goldenen Röhren floß warmes und kaltes Wasser zu, so daß, wen da zu baden gelüftete, nach Wunsch und Willen Kalt und Warm haben konnte.

Da sprach der Herzog zu seinem Freunde: „Lieber Freund Wegel, wird man es uns verzeihen, daß wir gegessen und getrunken haben, was nicht für uns angerichtet war, so möge man auch danach gutheißen, daß wir uns hier ausziehen und ein Bad nehmen.“ Wegel war einverstanden und so badeten sie ihre Leiber in dem klaren Gewässer und wuschen sich auf's Beste. Als sie danach müde wurden, gingen sie in die Kammer, legten sich in die zwei schönen Betten und schliefen den Schlaf des Gerechten.

Beim Wachwerden mußten sie sich lange besinnen, wo sie waren, denn sie hatten gar lange im Schiffe unter Hunger und Kummer ihre Hängematten als Ruhestätten gehabt und waren bereits mehr an Noth als an Genuß gewöhnt. Sie legten aber Gewänder und

Panzer wieder gehörig an und rüsteten sich mit ihren guten Waffen.

Da schaute Graf Wegel zufällig aus dem Fenster in die Landschaft und hatte er sich schon vorher viel gewundert, so wunderte er sich jetzt noch mehr. Denn er sah von Ferne ein großmächtiges Heer heranziehen mit viel Pomp und Geschrei, wußte aber lange nicht, ob es Menschen wären oder Vögel. Er sprach also zu dem Herzog: „Allerliebster Herr, seht ihr nicht das ungeheuerliche Volk, das dort herzeucht? Was sollen wir thun?“

Der Herzog schaute auch hin und sprach zu Wegel: „Ich gedenke, mein Freund, zunächst verbergen wir uns und sehen, was sie thun.“

So gaben sie wohl Acht des wunderlichen Volkes und erkannten, als sie näher gekommen, daß sie bis über die Arme wohlgeschaffen waren wie andere Menschen, Hals und Kopf aber hatten Kranichsgestalt, sprachen auch nicht, sondern schnatterten und größten, wie man das hört, wenn ein Kranichzug durch die Wolken geht.

Die beiden Helden hatten sich inzwischen hinter einen Teppichvorhang gestellt und sahen nun, wie das Volk in den Saal trat, der König, mit einer Krone auf dem Kranichskopfe voran, und hinter ihm schleppten sie eine zarte königliche Jungfrau herein, die schön menschlich gebildet und offenbar eine Gefangene war, denn sie sträubte sich herzlich und war voll Verzweiflung und Thränen.

Sie mußte sich aber mit dem mißgestalteten Könige oben an die Tafel setzen und so thaten Alle mit häßlichem Geschnatter. Da merkten die Kranichsvölker wohl, daß von den Speisen und Getränken Manches fehlte, aber sie schafften bald Neues herbei für das Fehlende und nun ging ein großes Essen und Trinken, Schnattern und Schreien los, daß es den Helden fast unausstehlich war und sie gern mit ihren blanken Schwertern hervorgestürzt wären, um den Unmenschen den Garaus zu machen und die Prinzessin zu erretten.

Weil sie aber allzusehr in der Minderzahl waren, mußten sie sich still verhalten und klug

sein, denn auch der König und seine Leute waren wohl mit Waffen versehen und schienen des Kampfs nicht ungewohnt. Nunmehr aßen und tranken alle ungebührlich, machten auch Saitenspielmusik und trieben viel wunderliche Abenteuer mit Springen, Tanzen und Gaukeln.

Der König, der die arme Prinzessin neben sich hatte, umarmte sie zum Dorn und versuchte sie mit seinem Kranichschnabel zu küssen, aber sie erwehrete sich stets seiner, schlug ihn auf den Schnabel oder faßte ihn mit der Hand, daß er den Kopf beugen mußte. So ging das Hochzeitsmahl zu Ende und danach taumelten die meisten Gäste von dannen. Endlich war mit wenigen Dienern nur der König mit der Prinzessin noch im Saale und belästigte dieselbe sehr mit seinen plumphen Zärtlichkeiten, bis sie endlich ausrief: O, allmächtiger Gott, welches Schicksal erleide ich arme Jungfrau. Dem lebenswürdigsten Prinzen sollte ich angetraut werden, als diese abscheulichen Räuber mich wegfüngen als Braut ihres Kranichkönigs. Wehe mir Aermsten, wäre ich doch fort von diesen Teufeln, selbst bei dem reisendsten Gehtier des Waldes wollte ich mich nicht hieher zurücksehnen!

Nun erbarmte es die Helden der armen Jungfrau allzusehr, auch war die rechte Zeit, sie zu erretten, jezt da. Graf Wezel flüsterte: „Wollen wir jezt die Jungfrau erretten?“ Der Herzog antwortete: „Ich will mein Leben daran setzen!“

Also zogen sie ihre guten Schwerter und stürzten auf die Diener vor, denen sie alsbald die Kranichsköpfe abschlugen, daß ihre kopflosen Leichen hinfielen, als wären es Menschenleichen. Bei dem Lärm stürzten die Thürwächter mit Hellebarden herein, wurden aber ebenfalls niedergemacht, worauf Graf Wezel schnell die Thür verriegelte.

Der Herzog drang indes auf den König vor, der allbereits aufgesprungen war, um sich zur Wehr zu setzen. Als er aber sah, daß die Thür verriegelt war und seine Diener im Blute lagen, hoffte er nicht mehr sich zu retten,

sondern ergriff so echt niederträchtig die Jungfrau und stieß ihr seinen spizigen Schnabel in beide Seiten, daß das Blut hervorsprang und sie schreiend zur Erde stürzte. Wohl war der Herzog in demselben Augenblicke bis zu ihm vorgedrungen und stieß auch sein Schwert tief in das verrätherische Herz des Königs, aber um die holde Jungfrau war es bereits geschehen.

Der Herzog und Wezel hoben sie vorsichtig auf ein Ruhebett, aber vor Schreck, Schmerz und Blutverlust konnte sie nur noch die Worte sprechen: „O ihr kühnen Helden, hättet ihr mir früher helfen und mich zu meinem Vater und meinem Gemahl zurückführen können. Nun ist mein Tod da, aber ich habe doch den Trost, vor der Schande, die mir bei diesem Kranichkönig drohte, geschirmt worden zu sein und bei christlichen Rittern zu sterben. Kommt ihr nach India, so vermeldet dort meinen Tod und behaltet diese Kleinode als Zeichen.“

Sie reichte Grafen Wezel einen Goldring und dem Herzoge ein Crucifix, das sie am Halse trug, beide Kleinode überaus kostbar und mit viel Edelsteinen verziert. Danach starb sie in des Herzogs Armen, der sie nunmehr züchtig auf das Ruhebett hinlegte.

Indes hatte sich viel Volks im Pallaste angesammelt und rasselte mit den Waffen an der Saalthüre, getraute sich aber nicht, sie zu erbrechen. Da sprach der Herzog: „Jezt müssen wir uns wehren und uns aus der Stadt zu unserm Schiffe Bahn brechen, sonst sind wir des Todes.“ Das gesagt, rannten beide kühne Helden auf die Thüre zu, die sie flugs austraten, daß sie aus den Angeln und in Splintern umherflog. Damit standen sie denn auch mitten zwischen den Bewaffneten des Königs, waren aber nicht ängstlich, sondern schlugen ritterlich drein, also daß Viele stürzten oder blutig entwichen und sie von der Treppe herab und auf die Straße gelangten.

Nun war aber der Kampf erst recht im Gange und sie mußten viele Kranichsköpfe abschlagen, ehe sie das Stadthor erreichten. Endlich gelang das wohl, aber es war verschlossen

und kein Weg über die Mauern zu finden. Da sprangen sie unter die Schwingbogen der Mauer, also daß ihr Rücken gedeckt war, beteten brünstiglich zu Gott um Hülfe und fochten unausgesetzt.

„Wegel!“ rief der Herzog „ich will ihre Speere und Streiche abwehren, nimm du dein Schwert und fahre damit aus nach ihren langen Kranichhälsen, so sind wir im Vorthail.“ „Sicherlich, mein lieber Herr!“ schrie Wegel und that wie ihm der Herzog geheißen, also daß die Kranichköpfe bald zu Duzenden um ihre Beine flogen, dieweil die Leichen einen Wall um sie herum bildeten.

Wie lange das so hätte fortgehn können, ist nicht zu sagen. Es trug sich nun aber aus Gottes Fügung zu, daß die Ritter im Schiff nach dem Herzoge und Graf Wegel sehen wollten. Da fanden sie das Stadthor zu, hörten aber Waffenlärm innerhalb der Mauer und erkannten alsbald auch die Stimmen und das Rufen der beiden Helden.

Also zerschlugen sie alsbald mit Streitärten die Thore, brachen herein und sprangen den bereits kampfmüden Streifern bei, die sie zu Ros nach dem Schiffe führten, um ihre Wunden zu verbinden. Die Kranichleute blieben aber trotz vieler hundert Gefallenen hinter ihnen, denn sie hatten des Königs Tod erfahren und wollten ihn rächen. Folgten also bis an das Schiff den Rittern des Herzogs, deren sie manchen leicht verwundeten, keinen tödtlich, während die Leichen der Ihrigen den Weg aus der Stadt nach dem Schiffe sehr sichtbar bezeichneten.

Der Herzog hatte nun mit den Seinen viel Arbeit, bis alle Ritter, Knappen und Schiffsleute, die Verwundeten wie die Gesunden,

in die Boote und so in das Schiff gebracht waren. Endlich waren Alle eingeschifft, daß die Anker gelichtet und die Segeltücher herabgelassen und dem Landwinde geöffnet werden konnten. So ging das Schiff in See, aber die Kranichleute hatten auch schnell ihre Schiffe bemant und folgten ihnen, indem sie nun aus der Ferne einen gewaltigen Hagel vergifteter Pfeile auf des Herzogs Schiff schleuderten. Die thaten des Herzogs Leuten mehr Abbruch, als der ganze frühere Kampf, denn es wurden ihrer Acht getroffen, litten von dem Gift viel Pein und lagen elendiglich im Schiffsraume.

Es hatte nun aber der Herzog im Schiffe ein Wurfzeug, Ballista genannt, mit welchem man schwere Steine werfen konnte. Das wurde schnell hergerüstet und auf die feindlichen Schiffe gerichtet, also daß bald ihrer vier leck zu Grunde gingen und alle Kranichleute, die in den Schiffen sich befanden, ertrinken mußten. Da kehrten die Feinde in den andern Schiffen nach dem Lande zurück und hatten viel Todte und ihren König zu beklagen.

Der Herzog erreichte bald danach mit seinem Schiffe das hohe Meer und war für dies Mal gerettet.

Den acht Vergifteten aber schickte Gott schnellen Tod, der ihren Schmerzen ein Ende machte. Und als sie christlich gestorben waren, band man sie auf Bretter, legte verwahrt Geld zu ihnen, damit sie dafür begraben würden wenn sie an das Ufer getrieben und aufgefunden wären. Mit Weinen und Fürbitte warf man sie darauf über Bord und ließ sie dahin gehen.

Der Landwind blieb indeß günstig, also daß das Schiff vier Tage mit vollem Segel dahinsuhr, anderen Abenteuern entgegen.

Ellen.

Kleine Geister.

1. Die Wichtelchen.

Von Elfen spricht die Wundermär',
Die tief versteckt in Blüten,
Gleich wie der Schmetterlinge Heer
Im grünen Tann von ungefähr
Des Wand'rers Blick sich bieten.

Von Gnomen auch, die aus dem Schacht
Mit leisem Lied sich trollen,
Die Schätze heben aus der Nacht,
Und unverhofft die reiche Pracht
Den Hirten bringen sollen.

Nun hört vom Wichtlein diese Kund':
Es lag am Berges'saume
Ein Schäfer in der Abendstund',
Und neben ihm sein treuer Hund
Nickt, wie im schweren Traume.

Still war's umher; da hört am Quell
Er Kinderstimmen klingen,
Wie Silberglocken klar und hell:
„Mir eins! mir eins!“ der Hirt' zur Stell'
Stimmt ein in dieses Singen.

Und als er Morgens wieder kam
Sah er ein Rüchlein stehen,
Das schmeckt so süß und wundersam,
Daß wieder er das Plätzchen nahm,
Die Bäckerin zu sehen.

Ein Mütterchen, gar alt und grau,
Trat aus der Felsenspalte,
Schöpf' emsig rings den frischen Thau
Und Rosenblätter auch die Frau
In ihren Händchen ballte.

Drauf nimmt sie etwas Weizenmehl,
Das sie mit Thau befeuchtet,
Und Rosenwasser ohne Fehl,
Dazu, ich sag' es ohne Hehl,
Johanniswürmchen leuchtet.

Ein Feuerchen wird angefacht
Aus trock'nen Lenzesblüthen,
Und emsig sie die Kuchen macht,
Und zu der Arbeit froh sie lacht,
Will's bald den Andern bieten.

Die schlüpfen alle, winzig klein,
Hervor aus den Verstecken,
Und rufen laut: Ist mein! ist mein!
Nicht konnt' mehr stumm der Schäfer sein,
Es trieb ihn aus den Hecken.

Er ahnet hier des Teufels List,
Des' Zauber ihn gebunden;
„Behüt' mich Heiland, Jesu Christ,
Der du am Kreuz gestorben bist!“
Ruft er — da war's verschwunden.

Und nimmer kehrten sie zurück
Die wunderlichen Zwerge.
Der Schäfer schied mit nassem Blick,
Als hätt' zerstört er Lebensglück,
Von diesem Zauberberge.

2. Die Zwerge auf der Hochzeit.

Zur Hochzeit wollten Zwerge zieh'n,
Im Lenzesduft, im Maiengrün.
Aus Berg und Thal,
Vom Wasserfall,
Erschienen winz'ge Bürschchen all'.

Das war ein Richern, froh und laut.
Ein Bettler trüb' am Wege schaut:
„Ihr Herrlein klein,
So hübsch und fein,
Laßt mich bei dem Gelage sein.“

„„Komm mit, du armes Menschenkind,
Dir sind die Zwerge wohlgesinnt.
Sollst ungesch'n
Heut' mit uns geh'n,
Und speisen, wie ein Fürst so schön.

„„Dich birgt die Nebelkappe hier,
Doch nimm bei Leibe nichts mit dir.
Wer etwas klaubt,
Der ist beraubt,
Des Schußes, der bedeckt sein Haupt.““

So zog dahin die lose Schaar.
Die Tafel schon bereitet war,
Beim frohen Fest
Wie alle Gäst'
Schnablierten sie, kaum blieb ein Rest.

Der Bettler sann: im Saus und Braus
Bring' einen Kuchen ich nach Haus.
Kaum ist's gedacht,
Hat er's vollbracht,
Da schwand auch schon des Zaubers Macht.

Die Nebelkappe fällt vom Kopf,
Verlegen sitzt der arme Tropf.
Die Zwerge fliehn
In Eile hin,
Die Gäste bläuten wacker ihn.

Kaum schleppet er sich durch den Wald,
Aus jedem Busch das Lachen schallt:
Weil du gemaust
Ward'st du zerzaust
In Zukunft halt' bei dir die Faust.

N. Goöer.

Abendfrieden.

Die Vögel in den Zweigen
Im kühlen, grünen Hain,
Die bergen unterm Flügel
Den Kopf und schlafen ein.
Am Himmelsrund, dem blauen,
Erglänzt der Sterne Pracht
Und von den Sternen schauen
Die Engel in die Nacht.

Die heut' am Tag sich freuten,
Umfängt der Schlummer lind
Und zu dem Erw'gen beten,
Die trüben Herzens sind.
Ein stilles Gottvertrauen
Auch sie nun selig macht,
Denn von den Sternen schauen
Die Engel in die Nacht.

Emil Nittershaus.

Lenz und Herbst.

Die Blumen weinten in der Maiennacht
Um des geschiednen Tages süße Wonne.
Der Morgen kam. O, sieh' die Thränenpracht!
Zu Diamanten schuf sie um die Sonne.

Zur Herbstnacht stand die Blumenschaar bethaut;
Die Thränen hat kein Sonnenstrahl getrunken.
Sie wurden Reif und, eh der Morgen graut',
Sind welk die Blumen alle hingesunken!

Emil Nittershaus.

Meinem Vater!

Ich wollt', ich könnt's dir, Vater, sagen,
Was liebend ich für dich empfand,
Wenn auch die Gluthen meiner Seele
Dein treues Herze nie verstand!

Ich wollt', ich könnt's dir, Vater, sagen,
Wie ich so innig lieb dich hab'!
Ich wollt', sie könnten uns begraben
An einem Tag, in einem Grab!

Emil Nittershaus.

Die Gründung Mettlachs.

I.

Es steht der Wald voll Schweigen,
Fern' ist der Sonne Glanz.
Die Bäume still sich neigen
Und halten ihre Raft.
Das Reh liegt im Gehege,
Der Fuchs schläft noch im Bau,
Da kündet allerwege
Den Morgen schon der Thau.

Des Himmels blaue Thore
Färbt rings ein Purpurband,
Die Locken streicht Aurore
Mit ihrer weißen Hand;
Es glüh'n zwei lichte Sterne
Schon nieder auf die Welt,
Die haben in der Ferne
Die stolze Burg erhellet.

Die Jägerhörner schmettern,
Gar lustig tönt ihr Klang.
Das war ein lautes Wettern,
Das weit in's Thal sich's schwang.
Die Rüden steh'n und bellen
Die Hengste stampfen kühn,
Da nahet mit dem hellen
Und frohen Blick Lutwin.

„Wohlauf, zur Jagd, Genossen!
Der Morgen dämmert schon;
Uns hat der Wald erschlossen
Des Waidwerks reichen Lohn.“

Erwacht ist aus dem Schlummer
Das Wild im grünen Tann,
Die Nacht verschlang den Kummer,
Und Freude winkt; wohlan!“

Da biegt der Zug zum Grunde,
Wo dicht der Wald sich streckt.
Es ward zur frühen Stunde
Die Hinde aufgeschreckt;
Der Bär hört schon das Zeichen,
Das die Vernichtung droht,
Hier half ihm kein Entweichen
Sie gaben ihm den Tod.

Wo in dem Kesselthale
Die Saar die Ufer küßt,
Und schimmernd in dem Strahle
Des Morgens rauschend fließt:
Sprengt auf dem flinken Rosse
Lutwin entlang die Höh'n,
Vor seiner Jäger Troffe
Und ruft entzückt: „wie schön!“

Fern' von der Bäume Schatten
Dehnt weit sich hin die Au,
Umsäumt von weichen Matten,
Getränkt vom Silberthau.
Die Blümlein prangen, düften,
Aus dichtem Gras umher,
Und jubelnd in den Lüften
Wiegt sich der Vögel Heer.

„Hier ruh' ich von dem Streifen,
Spricht frohen Blicks Lutwin.
„Im Traume kann ich greifen
Die Rosen, die hier blüh'n.
Mir singt die Schummerlieder
Mit Murmeln leis' die Saar,
Ich stärk' die matten Glieder
Am Borne, hell und klar.“

Er sinket mit Behagen
Hin auf den duft'gen Plan.
Der Knappe ruft mit Zagen:
„Das ist nicht wohlgethan.
Hier streut auf jedem Schritte
Die Sonne heiße Gluth,
Traum! in des Waldes Mitte
Hätt's besser sich geruht!“

Der Herzog spricht mit Lächeln:
„Wenn hoffend wir vertrau'n,
Wird uns ein Engel lächeln,
Lern' doch zum Himmel schau'n.
Mir hat ein Traum verkündet
Ein Zeichen seine Huld,
Wer glaubt, der Gnade findet,
Drum harre mit Geduld!“

Und bald der süße Schummer
Sich auf sein Auge stahl.
Der Knappe sieht voll kummer
Der Sonne heißen Strahl.
Die lichten Feuergarben
Versengten rings das Kraut,
In matten bleichen Farben
Der Kranz der Blumen schaut'.

Zum Oheim eilt, den Blick gesenkt, Lutwin.
Schon fühlt der Erde Lust er mählich fliehn,

In seinem Herzen klang's wie Glockenlaut,
Ein lichter Tempel war drin auferbaut.

Wie Orgelbrausen rauscht's, wie Sphärenklang,
Ein süßer Schauer wonnig ihn durchdrang.

Der milde Bischof gab den Gruss zurück,
Und forschend auf dem Herzog weilt sein Blick:

Da rauscht es in den Lüften,
Es schwebt vom Himmel klar,
Stolz über Thal und Klüften
Heran ein Königsaar.
Der senkt' sich leise nieder,
Die Flügel ausgestreckt,
Schützend mit dem Gefieder
Des Schläfers Haupt er deckt'.

Das war ein mächt'ger Pfleger,
Wo heiß die Sonne glüht.
Entsetzt der Waffenträger
Das hohe Wunder sieht.
Er ahnt der Gnade Zeichen
Das sichtbar hier verlieh'n,
Und flüstert mit Erbleichen:
„Der Himmel schützt Lutwin!“

Der ruht im süßen Traume
Vom stolzen Nar bewacht,
Bis fern am Waldessaume
Des Abends Schimmer lacht.
Dann springt er auf und lauschet,
Voll Staunen, was geschehn,
Indes der Adler rauschet
Auf zu den blauen Höh'n.

Und sinnend nach dem Walde
Lenkt er das treue Ross,
Indes von grüner Halde
Ein Lichtstrom sich ergoß.
Dust stieg von dem Gefilde
Gleich Weihrauch stark und voll:
An eines Klosters Bilde
Des Herzogs Seele schwoll.

II.

„Wie schaust du mich so reich beseligt an,
Sprich, wer in Waldesnacht dir's angethan?“

„Hat dich die Jagd so wunderbar erfreut,
Und Glückesrosen auf den Pfad gestreut?“

Da wendet ernst Lutwin das schöne Haupt:
„Mich lockt der Wald nicht mehr, so reich belaubt!“

„Mir schwellt das Jägerhorn nicht mehr die Brust,
Denn matt und schaal ist diese eitle Lust.“

„Sie winkt mir zu, wie abgestand'ner Wein,
Wie welke Blumen an des Feldes Rain,

Seit ich im Thal geschaut das Wunder dort,
Treibt's rastlos mich nach jenem stillen Ort.“

Verwundert lauscht der fromme Mann und traut
Dem Auge kaum, das solche Wandlung schaut.

„Sprich,“ mahnet er, „was ist mit dir gescheh'n?
Des Räthfels Lösung laß' vor mir erseh'n!“

Lutwin verkündet nun vom grünen Thal,
Der Blumenau, beglänzt vom Sonnenstrahl;

Wo einst in alten Zeiten braust' ein See,
Umkränzet von der waldbedeckten Höh';

Des Flusses Rauschen, das die Sehnsucht weckt,
Und wie des Adlers Flügel ihn gedeckt,

Als müd' er schlummert' in der Sonne Schein,
Dem Schatten fern', den freundlich bot der Hain.

„Ein Zeichen ist's, so ruft der milde Hirt;
Dich hat nur Gottes Hand in's Thal geführt.

„Sein Bote war's, der dir die Stätte zeigt,
Wo du zur Ruh' dein müdes Haupt geneigt;

„Daß dort ein Tempel zier' die grüne Au,
Und Lobgesang schweb' zu des Himmels Blau.“

Lutwin hegt' fleißig die Gedankensaar,
Bald formt' sie sich zu einer großen That;

Und eh' ein Jahr verlauschet über's Land,
Das Gotteshaus im grünen Thal erstand.

Und als die Gattin schlief in stiller Gruft
Des Greises Stimme mahnend wieder ruft:

„Ein Kloster bau', wo ferne über'm Wald
Der Glocken Läuten in die Lande schallt!“

Gesagt — gethan! Der Würde Zeichen bar
Dient' bald der Herzog fromm an dem Altar,

Und hat als Abt wie ein getreuer Hirt,
Den Stab des Heiles wunderbar geführt.

Des Kriegers Schwert zog Friedenspalmen groß,
Und Licht und Segen barg des Thales Schooß.

R. Becker.

Die Bäume.

Sprach die Bappel: „Süße Lüfte
Dringen aus dem Laube mir,
Und es nennen mich die Lüfte
Ersten Frühlingsherold schier!“ —

Linde ließ von dichten Aesten
Ihre breiten Blätter weh'n:

„Ja, zu heitern Sommerfesten
Bin ich eigens auserseh'n;
Duftend an des Frühlings Reize,

Steh' ich kaum der Rose nach,
Und es wölben meine Zweige
Wohl das beste Schattendach.“ —

Buche flüsterte mit Säufeln:

„Seht mein Silber unterm Blatt,
Wenn's der West mit sanftem Kräufeln
Spielend umgewendet hat;

Auch um Stamm und Aeste spielt es,
Lieblich, wie das Mondenlicht,

Manchen Namenszug umhüllt es,
Der von theuren Namen spricht!“ —

Doch die Weide sagte prahlend:

„Schöner ist mein Silber doch,
Treu das Bild des Delbaums malend,
Welcher Baum wohl glich' ihm noch? —

Wasserjüngferchen beleben
Still am Tag die Krone mein,

Und als Nebelstreifen schweben
Nächtlich Elfen ihren Reih'n!“ —

Pfirsichbaum und Birn und Pflaume
Rühmten sich: „Wir steh'n zuhöchst!

Sagt, an welchem deutschen Baume
Solche Rosenblüthe wächst?

Welcher solche Frucht bescheerte,
Wie Smaragd, Saphir, Rubin,

Solchen Honigseim gewährte,
Legend des Geschmacks Sinn?“ —

Eiche sprach: „Ha, meine Blätter
Sind dem Lorbeer nah verwandt,
Grünen fort in Sturm und Wetter,
Deutschland wird nach mir benannt!
Kränze für des Landes Beste
Fügt man auch vom Eichenblatt',
Und bei keinem deutschen Feste
Fehlt' ich noch in Land und Stadt.
Schaffe Hausrath, überlebend
Alles andre feste Holz,
Auch den Kiel der Schiffe gebend,
Und gerecht nur ist mein Stolz!
Außerdem noch bin ich Mutter
Jedes Land- und Wasserbau's,
Meine Früchte schaffen Futter
Jenem Schinkenthier ins Haus.
Welche Zukunft steht mir offen!
Tausend Jahre hält mein Schast,
Hab' ihn auch der Blitz getroffen,
Siegreich trost ihm meine Kraft!“ —
Setzte gern noch fort die Träume,
Doch der Apfel fiel ins Wort:
„Still! ich bin der Baum der Bäume,
Blühte schon in Eden dort!
Früchte tragend, wie wohl keiner,
Lief mich wachsen Gottes Huld,
Und daß Eva nicht von deiner
Frucht aß, ist nicht meine Schuld!“

Als die Bäume so gesprochen,
Sprach zuletzt der Tannenbaum:
Ob auch Winter angebrochen,
Grün' ich fort im Waldesraum.
Eure Blätter sind gefallen,
Eure Früchte sind dahin,

Keine Vogellieder schallen
Unter grünem Baldachin;
Dürre Arme streckt ihr trauernd
Zu des Himmels Licht empor,
Nur der Sturm noch deckt euch schauernd
Mit erlog'ner Blütenflor!
Wenn ihr steht mit nackten Zweigen,
Wenn euch keine Seele sucht,
Kann ich froh der Erde zeigen
Manche köstlich schöne Frucht:
Bringe Glauben, Hoffnung, Liebe,
Herzensfreude jedem Kind',
An dem immergrünen Triebe,
Wie der Herrschaft, dem Gesind',
Und den Reichen, und den Armen,
Allen ja von Gott bestimmt,
Daß ihr Herz da mag erwärmen,
Wo das Weihnachtkerzchen glimmt.
Bringe Spielwerk, schlicht und gleißend,
Dennoch mehr als Spielerei,
Dem ein Paradies verheißend,
Dessen Brust von Schuld noch frei.
Zucker, süß wie gute Werke,
Gute Werke, süßer noch,
Schönste Frucht der Glaubensstärke,
Denn der Zweifler fühlt sie doch!

Sind zuletzt die Festgeschenke
Freudestrahlend abgeplückt,
Brenn' ich selbst als Kerz', und denke
Mich im Sterben noch beglückt!
Von der Asche rings umhüllet,
Prasselnd in des Ofens Gluth,
Hab' ich meinen Zweck erfüllet,
Meine Sendung, fromm und gut.“

Franz Sisinger.

Räthsel.

Nach hergebrachter Weise
Hab' ich auf meiner Reise
Gar Mancherlei gesehn,

Zum Beispiel sah noch heute
Ich ausgewach'sne Leute
Mit — allen Bierern gehn.

Ich sah auf ebenen Wegen
 Sie so sich fortbewegen
 Und Pfeilschnell meilenweit,
 Nach kleinen Blättern haschen, —
 Es war zum Ueberraschen, —
 Und uniform ihr Kleid.

Willst du mein Räthsel raten,
 Denk' nur nicht an Soldaten,
 Die gehn gradauf zur Schlacht;
 Hätt'st diese du gesehen,
 Mit allen Vieren gehen,
 Du hättest nicht gelacht.

Ellen.

Eine Sage.

Schlaflos auf dem weichen' Pfühle lag das
 Kind so bleich und krank,
 Und die schönsten Schlummerlieder ihm umsonst
 die Mutter sang.

Wimmernd auf den Kissen wälzte sich der
 Kleine ohne Ruh',
 Doch die rothgeweinten Augen deckte nicht der
 Schlummer zu. —

Draußen lagen Feld und Garten hell im
 Maien Sonnenlicht.
 Ach, des Lenzes Lust und Prangen sah das
 Aug' des Kranken nicht. —

Abend ward's. Dem Mutterherzen, schmerz-
 zernagt und gramgeplagt,
 Gab der Schlummer, was dem Kinde, was
 dem Kranken er versagt.

Leis verklang am Krankenbettchen nun des
 Wiegenliedes Schall:
 Draußen in den Rosenbüschen sang nur noch
 die Nachtigall.

Möglich, welch' ein heller Lichtglanz! Welch'
 ein Tönen, sanft und lind!
 Engel Gottes schwebten singend zu dem blaffen
 Kranken Kind.

Und sie sangen und es schwebte um die Lippen,
 blutlos, fahl,
 Um den Mund des Kindes leise eines Lächelns
 Sonnenstrahl.

Welch' ein Lichtglanz, welch' ein Tönen füllte
 des Gemaches Raum.
 Horch, die Mutter seufzt' im Schlummer wie
 in einem bösen Traum!

Draußen schwieg die Philomele, lauschte auf
 der Engel Sang,
 Aber an dem Rosenstrauche eine duft'ge Knospe
 sprang. —

Stille ward's. Bei einer Leiche schlief die
 Mutter thränenmüd'
 Und im Garten war die schönste, weiße Rose
 aufgeblüht.

Emil Nittershaus.

Am Todestage der Mutter.

Schon hat es Mitternacht geschlagen
 Und keinen Laut vernimmt mein Ohr;
 Es steigt aus vergangnen Tagen
 Ein Bild in meiner Brust empor.

Auf schau' ich zu den Volkenschaaren,
 Durch meine Seele schleicht der Schmerz.
 An diesem Tag vor dreizehn Jahren
 Brach meiner lieben Mutter Herz! —

Ich denk' des Tags, da du verschieden!
 O Mutter, tief bewegt's mich, tief.
 Du gingest ein zum ew'gen Frieden,
 Als zum Altar die Glocke rief.
 Der Vater brachte mir die Kunde:
 Du trügest nun die Himmelskron'
 Und hättest in der Sterbestunde
 Gebetet für den einz'gen Sohn.

Ich hab's, o Mutter, nicht vergessen,
 Was du mir einst gewesen bist,
 Wenn ich an deiner Seit' geseßen
 Und du erzählst vom heil'gen Christ,
 Von dem Pallast im Meeresgrunde
 Und von des Elfenkönigs Thron:
 Wie hat so gern gelauscht der Kunde
 Dein kleiner Sohn, dein einz'ger Sohn!

Dann kam die Nacht mit ihren Träumen.
 Ich schlief, von Sehnsucht oft gequält,
 Und träumte von den Palmenbäumen,
 Wovon du Abends mir erzählst.
 Wenn ich die Augen aufgeschlagen,
 So sahest du am Bett. Mir dünkt,
 Ich hätt' gesehn in jenen Tagen
 Oft deine Wimpern thränenfeucht.

O, fehrtest du zum Leben wieder!
 Wo ward solch' Mutterherz erspäht?
 Du, Mutter, hast die Saat der Lieder
 In diese Brust hinein gesät;
 Du zeigtest mir die Sonnenbahnen,
 Wo licht die Geistesblume sproß.
 Mich dünkt, um früher Trennung Ahnen
 Vom Auge dir die Thräne stoß!

Dann sah ich dich im Leichenkleide.
 Wie lagst du da so starr und bleich!
 Ich stand am Sarg, erfüllt vom Leide, —
 Du lagest drinnen friedensreich.
 Du warst erlöst von allen Schmerzen,
 Mit Blumen warst du wie besät;
 Mir aber war's, als wär' im Herzen
 Mein Blumengarten abgemäht! —

Schlaf, Mutter, sanft im Grabesgrunde!
 Umsonst des Sohnes Thräne thaut.
 Ein dumpfer Seufzer tönt vom Munde;
 Die alten Klagen werden laut.
 Komm, Gott der Träume, still den Kummer
 Und fränz' die Schläfen mir mit Mohn!
 Wer weiß, es küßt vielleicht im Schlummer
 Der Mutter Geist den einz'gen Sohn.

Emil Nittershaus.

Der gespenstige Jäger bei Ruhla.

Bei Ruhla sitzt im Mondenschein
 Ein Jäger auf dem Reinzersstein.

Er trägt der Krieger alte Tracht,
 Als stamm' er aus der Lütz'ner Schlacht.

Er hält ein schweres Mordgeschloß
 Mit aufgezog'nem Luntenschloß.

Er überblickt das Berggefild,
 Als ob er laure auf ein Wild.

Da wandelt heim von später Mahd
 Ein Weib den stillen Baldespfad.

Sie schaut das Bild und glaubt, es sei
 Nur eines Schalkes Mummerei.

Sie schreitet fort in Seelenruh',
 Keck auf den starren Jäger zu.

Da richtet er vom Fels sich auf
 Und streift an ihr vorbei im Lauf.

Zerfließt in Nebel schnell und leicht,
 So, daß sie steht zum Tod' erbleicht.

Adolf Bube.

Der Kameeltreiber.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der in vielen Städten prächtige Waarenhäuser besaß und in seinen Gewölben eine solche Menge gemünzten Goldes liegen hatte, daß man eine große Stadt damit hätte pflastern können. Auf dem Meere schwammen mehr als hundert Schiffe, die ihm die Reichthümer ferner Welttheile zutrugten und seine Goldkisten von Jahr zu Jahr mehr füllten. Aber hart, wie seine Goldstücke, war auch sein Herz. Wenn Könige und Kaiser um hohen Zins von ihm borgten, dann war sein Antlitz glatt und lächelnd, wenn aber ein Armer an seine Thüre pochte, zog sich seine Stirne in düstre Falten und er schickte den Hundepfeitscher, ihn erbarmungslos von seiner Schwelle zu vertreiben. Bald wagten Bettler und Nothdürstige nicht mehr, sich in der Straße zu zeigen, wo der reiche Mann wohnte und sein Auge blieb vom Anblicke des ihm verhassten Elendes verschont.

Als er einst eine reiche Flotte mit den kostbarsten Stoffen beladen hatte, kam ihn die Lust an, die Reise selbst mitzumachen und mit eigenen Augen die Länder zu sehen, von deren Wunder ihm seine Schiffscapitaine so sabelhafte Dinge erzählten. Lustig flatterten die bunten Wimpel an den hohen Masten, ein günstiger Wind schwellte die Segel und die Schiffe stachen unter dem Jubelruf der Matrosen in See.

Glatt und eben, wie ein durchsichtiger Spiegel blieb das Meer, und auf der ganzen Fahrt zeigte sich kein drohendes Wölkchen am Himmel; das Glück schien zu Wasser und zu Lande an seine Fersen geheftet zu sein. Die Anker fielen an den glühenden Gestaden Afrika's und die Waaren wurden auf Kameele geladen, die sie zu den Königen der Wüste transportiren sollten. Die Gluth des Wüstensandes brachte ihnen kein Ungemach, die giftigen Winde schonten ihres Lebens und nach langen Tagemärschen hielt der glückliche Kaufmann

vor dem Pallaste eines gewaltigen Wüstenfürsten, dessen Gärten in der ganzen Farbenpracht des Südens glühten, dessen Gemächer von Gold und Edelsteinen strotzten.

Der Kaufmann saß mit den Königen zu Tische und verwandelte seine Waaren in kurzer Zeit in unzählige Diamanten von nie gesehenem Feuer.

Als er von den Königen der Wüste Abschied nahm, war seine Brust mit einem Duzend orientalischen Orden geschmückt und er führte einen Ferman in der Tasche, der allen Beduinen bei Todesstrafe befahl, ihm auf der Rückreise Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen. Wohlgemuth bestieg er das Kameel, auf welchem sich seine Diamanten befanden und das seine Diener mit weichen Polstern versehen hatten, damit ihm auf dem langen Ritte die Bequemlichkeit nicht fehle; auch führte er reichlich Wasser und Nahrung bei sich und brauchte nur nach Rechts und Links zu langen, um die Gelüste seines Gaumens zu befriedigen.

Bergnügt schaute er von dem hohen Rücken seines Thieres über die lange Caravane, die schweigend durch das glühende Sandmeer zog, und im stolzen Herzen machte er Pläne für die Zukunft. Gegen Abend stiegen sie von den Thieren, schlugen Zeltpfäle in den Sand und ruhten unter den leinenen Schirmdächern. Die Wüste lag in grausenhafter Stille, nur von Zeit zu Zeit hörte man auf dem feinen Sande den leisen Tritt der Wächter, die mit den geladenen Pistolen im Gürtel die Runde machten, damit die Caravane nicht von Räubern überfallen werde. Den Kaufmann ließen seine hochfahrenden Gedanken nicht schlafen, Bilder der Leppigkeit, der Macht und Herrlichkeit stiegen unaufhörlich im bunten Wechsel vor seinem Geiste auf, bis seine Sinne endlich ein Schleier umfing, durch den er seine Phantastengebilde in süßem Halbschlummer schimmern sah. Plötzlich wurde er von dem weithin-

schallenden Gebrülle eines Löwen aufgeschreckt; im selben Augenblick hob sich das Zelttuch und zerlumpt und abgemagert schlüpfte ein alter Beduine herein, dem die Merkmale des Glends aus den gelben Gesichtszügen schauten.

Auf den Knien rutschte er zu dem Kaufmanne, berührte den Diamantensack mit der hageren Hand und sprach: Mich hungert! In diesem Sacke hast du genug, um alle hungernden Kinder der Wüste zu speisen. Gib mir im Namen Allahs so viel, daß ich mein Leben bis morgen friste! Siehe, meine Kraft schwindet und ich habe noch weit bis zur Dase, wo mein Weib und meine Kinder in Thränen der Rückkehr ihres Ernährers harren.

Erschrocken sprang der Kaufmann in die Höhe und sprach hastig: Bist du allein, oder kommst du mit Spießgesellen, mich zu berauben?

Fürchte nichts, entgegnete der Beduine, ich bin allein und kein Räuber, sondern ein Bittender. Auch kenne ich den Ferman, den du bei dir führst zu wohl, um mich an deinem Gute zu vergreifen. Mit diesen Worten hob er das Zelttuch in die Höhe; des Kaufmanns Blicke schweiften in die helle Nacht hinaus und da er weit und breit keine menschliche Gestalt erblickte, so zog er trotzig die Pistole aus dem Gürtel und sprach: hebe dich von hinnen, wenn dir dein Leben lieb ist! Keinen Trunk Wassers, keine vertrocknete Dattel sollst du haben, denn wisse, ich hasse die Armuth!

Der Beduine bligte ihn mit feurigen Augen an und sprach: Bedenke wohl was du thust! Mein Leben steht in deiner Hand, mit dem Werthe eines Pfisters kannst du es erhalten.

Der Hartherzige stampfte mit dem Fuße und gab trotzig zur Antwort: Könnte ich mit einer faulen Feige deinen ganzen Stamm vom Hungertode retten, ich ließ ihn untergehen. Holla, Wächter, schrie er dann, herbei, bindet den Schurken, der mir an's Leben will und werft ihn hinaus in die Wüste, daß die Gluthsonne sein Gebein dörre und der Sonnensich seinem Bagabundendasein ein Ende mache.

Auf diesen Ruf wurde es in den Zelten lebendig, die Wächter stürmten herbei, ihn zu greifen, aber mit schrecklichem Geheul stürzte ein Löwe herbei, stellte sich zwischen die Wächter und den Beduinen und schlug grimmig mit dem Schweife um sich. Schon drückte er seine Krallen in den Sand, um mit mächtigem Sprunge den Kaufmann zu erfassen. Da legte dieser die magere Hand auf des Thieres Haupt und sprach: Ruhig mein Freund, Allah ist stärker als du, er wird ihn strafen.

Kaum hatte er ausgeredet, als ein Sturm losbrach, der die Zelte umriß und mit Wolken heißen Sandes die Caravanen überschüttete. Mit der Geschwindigkeit des Gedankens stoben die Kameele und ihre Treiber auseinander, nur der Kaufmann konnte sich aus dem Sandhügel, der ihn überschüttet hatte, nicht los machen. Der Hügel wurde von Minute zu Minute größer und er sah mit Schrecken dem Augenblicke entgegen, wo er, völlig zugedeckt, unter der fürchterlichen Gluth ersticken werde. Der Ferman des Wüstenköniges drückte sich an seine Brust, aber gegen die Gewalt der Natur verließ er keinen Schutz.

Zu sehr von Hochmuth und Stolz beherrscht, als daß er sich in seinem Glende zu Gott gewendet hätte, schwebten vielmehr Flüche und Lästerungen auf seinen Lippen und es fiel ihm nicht ein, daß er in der vollen Blüthe seiner Sünden dem Tode entgegenging. Doch, sterben sollte er noch nicht, wenn er auch die Vernichtung dem Leben vorgezogen hätte, daß er von nun an führen sollte.

Gegen Morgen gewahrte er eine schreckliche Veränderung an seinem Körper, die ihn fast zu Wahnsinn und Verzweiflung brachte: Er war während der Nacht zu einem häßlichen Affen geworden, und der alte Beduine stand vor ihm und hielt ihm einen kleinen Spiegel entgegen, aus dem ihm ein behaartes Affengesicht entgegenschaute. Er wollte fluchen, aber die Sprache war zu einem häßlichen Geheul geworden.

Der Beduine schwang eine Peitsche, riß und trieb ihn aus dem Sandhügel empor und

setzte ihn auf das Kameel, das ihn so sicher durch die Wüste getragen hatte. Ach, die funkelnden Diamanten waren zu faulen Feigen geworden, mit denen er von nun an sein Leben fristen sollte. In seiner gestrigen Bewegtheit hatte er um den Preis einer faulen Feige den ganzen Beduinenstamm nicht vom Hungertode retten wollen; wie gern hätte er jetzt sein ganzes Vermögen hergegeben, um die menschliche Gestalt wiederzugewinnen, wäre es auch die eines zerlumpten Bettlers gewesen.

Der Beduine zog mit dem Kameele über Meer und Land nach Deutschland, dem Vaterlande des Kaufmanns und der Affe saß auf dem Rücken desselben, mit all den possirlichen und ekelhaften Gewohnheiten behaftet, die den Affen eigen ist. Abends kehrten sie in ärmlichen Wirthshäusern und Schenken, wo der Affe, nachdem er für den kommenden Tag seine Künste eingeübt hatte, im Stalle auf dem Nacken des Kameels schlief. Vom Morgen bis zum Abend ging es dann durch die Straßen, wo ihn die Straßenbuben neckten und mit Koth bewarfen, wenn er seine possirlichen Sprünge machte. Freilich rächte er sich an den Buben mit hinterlistigen Puffen und Kraxen, wenn sie ihm aufstiegen, aber das verbesserte seine Lage nicht.

So ging's von Stadt zu Stadt, und je näher er der Heimath kam, desto bekannter waren ihm die Straßen, die Häuser und die Menschen, und nicht selten geschah es, daß er unter den lachenden Zuschauern einen Geschäftsfreund gewahrte oder einen Schuldner, der tief bei ihm im Buche stand. Dann knirschte er mit den Zähnen in die Kette an seinem Halse und wünschte sich tausendmal den Tod.

Nach langen Fahrten zog der Beduine eines Tages in die Vaterstadt des Kaufmanns ein, die noch vor wenigen Jahren von seinem Ruhme wiedertönte und wo die Bornehmsten gewohnt gewesen waren, den Hut tief vor ihm abzugeben. Die Straßenbuben liefen wie allerwärts herbei, aber hier, an der Stätte seines Triumphes, kränkten sie ihn tiefer. Es schnitt ihm tief in die Seele, als er alle die

bekanntten Gesichter sah, die sonst ihre Bücklinge an ihn verschwendet hatten und ihn jetzt belachten. Das Härteste war ihm aber an seinem eigenen Hause aufbewahrt: Sein Weib, der die Nachricht von seinem Tode zugekommen war, hatte einen andern Mann genommen und stand mit ihm und den Kindern am offenen Fenster. Die Kinder neckten ihn und die Mutter that keinen Einhalt, sondern lachte, wie die andern. Da ergriff ihn fürchterliche Wuth; mit einer außerordentlichen Kraftanstrengung riß er sich von der Kette los und sprang auf die Fensterbrüstung, um sich mit den knirschenden Zähnen zu rächen; aber der Beduine hatte seine Bewegung beobachtet und riß ihn zurück, ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte. Sein eigener betresteter Diener schleuderte ihm einen Stock an den Kopf, daß er blutete und das Fenster schloß sich.

Als er Abends im Stalle auf dem Kameele ruhte, ergriff ihn das Gefühl seiner Erbärmlichkeit in einem höhern Grade, als je zuvor und zum erstenmale kam ihm der Gedanke, daß er sein Unglück selbst verschulde. Ein Anflug von Reue durchzog sein Herz und er machte Vorsätze für die Zukunft, wenn er je wieder die menschliche Gestalt erlangen sollte. Reue und Einsicht wuchsen von jetzt an mit jedem Tage und währte nicht lange, so war er der frömmste Affe, der je auf einem Kameele gefressen hat.

Jahre vergingen indes, ehe eine merkliche Aenderung in seinem Schicksale eintrat und er fing schon an, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß er als Affe leben und sterben müsse.

Einmal in der Nacht träumte ihm, der Beduine komme mit einer Menge von großen Geldbeuteln in seinen Stall und hebe an zu sprechen: Siehe, das ist der Erwerb deiner Anstrengungen; er reicht hin, in deiner Vaterstadt ein Asyl für Arme und Schwache zu errichten. Deine Diamanten waren mit unreinem Herzen gewonnen und darum sind sie verwandelt und vernichtet worden; dieses Gold aber ist geläutert durch deine Reue und Besse-

zung. Meine Sendung ist vorüber und ich kehre zurück in die Wüste, wo ich vom Herrn bestellt bin, die Bösen zu züchtigen und zu bessern. Einen hellen Glanz hinter sich lassend, war er verschwunden.

Am Morgen erwachte der Affe, traurig, daß ein schöner Traum ihn nur geneckt habe, doch welch' einen Freudenschrei stieß er aus, als er gewahr wurde, daß er, wie vor Jahren, wieder ein Mensch war. Auch die Beutel standen umher.

Da fiel er auf seine Knie und dankte unter Thränen für seine Erlösung.

Noch an demselben Tage machte er sich auf nach seiner Vaterstadt, wo unterdessen

seine Frau und seine Kinder gestorben und seine Güter in fremde Hände übergegangen waren.

Mit dem Gelde, das er als Affe verdient hatte, kaufte er ein Grundstück und begann den Bau des Asyls, das zum Segen der Stadt wurde. Ueber dem Portale ließ er einen Affen ausmeißeln, der auf einem Kameele ritt. Unerkannt lebte er noch ein langes Leben in dem Asyl und hatte die Freude, eine reiche Bevölkerung um sich zu sehen, die ihn als Vater und Wohltäter verehrte. Niemand aber hat je seine Geschichte erfahren, bis nach seinem Tode der Beduine sie zum Nutzen und Frommen aller Hartherzigen erzählte.

W. Herchenbach.

Rosen im Winter.

Es stand die hehre Gottesbraut
Von Silberperlen überthaut
Am Wald in einer Blende;
Ihr Haupt im Morgenschimmer gänzt',
Denn täglich ward sie schön bekränzt
Durch eines Mädchens Hände.

Das Kindlein schaute mild herab
In dieses Lebens Wogenrab
Aus der Madonna Armen.
Oft schien's, als winke es herauf
Aus dieses Lebens Pilgerlauf,
Dort oben zu erwarmen.

Die Jungfrau weilte früh und spät
In heißem, brünstigem Gebet
Dort vor dem Gnadenbilde.
Das Leben schien ihr kalt und leer,
Die Welt so öd', nichts weiter mehr
Als ein erstarrt's Gefilde.

Doch Himmelsfriede füllt die Brust,
Hatt' sie die Rosen voller Lust
Gepflückt zu dem Gewinde.

Sie sucht' die prächtigsten sich aus,
Die Knösplein zart zu einem Strauß
Wand sie dem Jesuskinde.

Doch traf sie der Gedanke schwer:
„Wo nehm' ich denn noch Rosen her,
Wenn's rauh weht in den Lüften?“
„„„Kleinmüth'ge!““ scholl es zu ihr hin,
„„„Genügt dir nicht des Sommers Blüth'n,
Nicht all' sein reiches Düften?““

So pflegt' sie ohne Unterlaß
Die zarten, süßen Blumen, daß
Die Kelche stolz sie hoben,
Und, wenn gepflückt, den Baldachin
Von Weiß und Roth und Dunkelgrün
Um die Madonna woben.

Doch herbftlich ward die Sommerluft,
Verweht war bald der Blumenduft,
Die Rosen alle schwanden.
Und als der Winter Thal und Höh'
Bestreuet hat mit dichtem Schnee
Kahl alle Hecken standen.

Die Jungfrau lag im Kämmerlein,
Der wilde Schmerz zuckt' im Gebein
Der Tod reicht' ihr die Hände;
Und als ihr letzter Seufzer schallt,
Dacht' sie des Bildes vor dem Wald,
Das einsam in der Blende.

Doch sieh', wie's draußen grünt und blüht,
Wo eis'ger Nord durchschauend zieht,
Es duftet an den Hecken;
Die Rosen sprießen üppig auf,
Als wollt' der Lenz im raschen Lauf
Die starre Erde wecken.

Als man zum Grab die Todte trug,
Da ward der Sarg, das Leichentuch,
Geschmückt mit frischen Blüthen,
Die, wie ein milder Engelsmund,
Tief aus dem winterlichen Grund
Nach Oben deutend, glühten.

N. Söfker.

Begräbniß eines Lebendigen.

Der Krone und des Scepters müde
Stieg Karl vom länderreichen Thron;
Die Einsamkeit, des Klosters Friede
Das schien dem Kaiser Gotteslohn.

Er lag in prunklos enger Zelle
Voll Demuth im Gebet vor Gott,
Und leis erstarb auf seiner Schwelle
Der Erde Lärm, der Bösen Spott.

Des Todes nimmer zu vergessen
Verfolgt' er stets des Pendels Schlag;
Die Zeiger, so die Stunden messen,
Sie markten ihm zu spät den Tag.

Drum wollt' er seinen Leib begraben,
Noch eh' die Sterbestunde schlug,
Und eine Himmelsahnung haben,
Bevor der Geist ihn aufwärts trug.

Er ließ sich Sarg und Bahre machen,
Bestellte selbst das Todtenamt,
Und betend hielten Leichenwachen
Der Sarg umstellt im schwarzen Sammt.

Die dumpfen Sterbeglocken läuten,
Am Kloster harret die Peterschaar,
Die Mönche mit den Kerzen schreiten
Herab vom nächtlichen Altar.

Sie nah'n des Kaisers stillem Hause,
Der Priester weiht den offenen Sarg,
Der in der engen Bretterklause
Die Leiche des Lebend'gen barg.

Es schwankt mit tiefen Grabgesängen
Der Leichenzug zum hohen Chor;
Die Orgel tönt mit banger Klängen
Und zittert durch den Trauerflor.

Das Requiem erfüllt die Hallen,
Die Schelle dringt durch Mark und Bein;
Auf's Angesicht die Mönche fallen
Und beten: Herr, erbarm dich fein!

Und als sie lang um Gnad' geworben,
Da wendet sich der Priester um
Und spricht: „Der Kaiser ist gestorben!“
Und todtenstille wards und stumm.

Da faßt es den Lebendig-Todten
Gleichwie mit tausend Armen an;
Sein Herz ward Eis, die Sinne drohten
Zu brechen aus des Körpers Bann.

Er will in Angst sich rasch erheben,
Doch sein Gebein ist starr und schwer. —
Es lag ein Alp auf seinem Leben,
Der ließ ihn fürder nimmermehr.

Und wenig Tage sind vergangen,
Da lag der Kaiser kalt und todt.
Die Glocken von den Thürmen klangen
Wie Aufersteh'n und Morgenroth.

W. Herchenbach.

Auf dem Berge.

Nun bin ich auf den Berg gestiegen
Und schaue rings in's Land hinein.
Im Sonnenschein die Thäler liegen,
Die Berge deckt der Sonnenschein.
Im Sonnenschein die Falter scherzen,
Im Sonnenstrahle blüht der Quell
Und in der Brust, im tiefsten Herzen
Wird's wieder licht und sonnenhell!

Schon lugt im Wald durch's herbstlich falbe
Zertretne Laub der Blumen Pracht;
Schon hat die Lerche, hat die Schwalbe
Der junge Lenz zurückgebracht.
Sie alle sind der Brust Propheten,
Propheten einer sel'gen Zeit;
Aus tausend Pforten seh' ich treten
Hin in die Welt die Fröhlichkeit.

Sei mir begrüßt mit meinem Liede,
Sei mir begrüßt aus vollster Brust,
Du wunderbarer Frühlingsfriede,
Du wundersame Frühlingslust!
Mit frohem Sinn zum Himmel wende
Ich nun die Augen stillbewegt;
Mir ist, als hätt' mir seine Hände
Ein Engel auf die Stirn gelegt!

Emil Nittershaus.

Lenzmorgen.

Jetzt hat der Morgen ganz gefiegt;
Die Lerchen seinen Sieg verkünden.
Nur hie und da der Nebel liegt
Noch auf den grünen Wiesengründen.

Der Thau an allen Halmen funkelt;
Von jedem Zweige klingt ein Lied.
Das Sonnenaug' ist unverdunkelt,
Weil es so sel'ge Wonne sieht!

O Morgenluft, o Walddesduft!
 Von Blüthen voll die Hecken hangen;
 Es küßt die frische Morgenluft
 Mit mildem Kusse Stirn und Wangen?
 Der Frühling hat auf seinen Bahnen
 Die ganze Welt zur Lust geweckt;
 Die Hoffnung hat die grünen Fahnen
 An allen Zweigen aufgesteckt.

Ihr Banner weht von jedem Zweig,
 Umspielt vom goldnen Glanz der Sonne.
 Jetzt ist die Welt der Hoffnung Reich;
 Jetzt ist die Welt das Reich der Sonne!
 Nun baut im innersten Gemüthe
 Der Friede seinen heil'gen Dom;
 Ein Freudenbrief ist jede Blüthe
 Und jeder Quell ein Lethestrom!

Emil Rittershaus.

Rosalinde.

Es war eine helle Winternacht und an dem klaren Himmelsgewölbe leuchteten und strahlten die ewigen Sterne und gossen ihr Licht auf die schweigende Erde herab. Der Schnee funkelte auf den Kronen der Bäume und auf den Firsten der Berge, wie glitzernde Diamantsteine und ein scharfer Wind fuhr über die kahle Haide, auf der die durchlöcherete Hütte des Besenbinders stand. Sie lag ganz allein, die arme Hütte und in ihrem Innern war der Tod, denn der alte Besenbinder hatte so eben seinen Geist ausgehaucht.

Rosalinde, sein Töchterchen kniete neben der Leiche und hielt die todtestarren Finger in ihren kleinen Händen. Die Thränen froren auf ihren bleichen Wangen und das Herz zitterte vor Schmerz und Wehmuth in der Brust des armen Mädchens. Ach, der Vater hatte sie geliebt und nun war er todt; der Mund, der so oft ihre Lippen geküßt, war eiskalt, aus dem warmen Herzen war das Leben entflohen! Im tiefsten Jammer warf sie sich über den Todten her und rief seinen Namen, bis ihr die Stimme versagte. Die Engel aber träufelten den milden Thau des Schlummers auf ihre nassen Augen und sie sank neben dem Gestorbenen in Schlaf. Als sie erwachte glühte der Morgen über den Tannenbäumen des Bergwaldes und das aufkeimende Licht des Tages beleuchtete die geschlossenen Augen des Vaters.

Von neuem brach der Schmerz um den Hingeshiedenen aus, ohne Speise und Trank saß sie bis zur einbrechenden Nacht neben ihm auf dem Haidekraute, das ihm zum Todtenbette diente und bedeckte seinen kalten Mund mit Thränen und Küssen. Der Fieberfrost schüttelte ihre zarten Glieder und der Hunger peinigte sie unaufhörlich. Da fiel ihr Blick durch das zerbrochene Fenster auf die Stadt zu ihren Füßen, die im Schimmer der Straßenlaternen zu ihr hinaufglänzte. Mit erstarrten Gliedern erhob sie sich, warf noch einen wehmüthigen Blick auf die Leiche und wankte hinaus über die Haide der Stadt zu. Der Schnee knitterte unter den kleinen Füßchen; der Wind fuhr mit Eiskälte durch das dünne, ärmliche Kleidchen und, entkräftet von Hunger und Weinen vermochtete sie sich kaum fortzuschleppen.

Mit Mühe erreichte sie endlich die Stadt und suchte an den Häusern um eine Handvoll Brod. Umsonst, kein mildthätiges Herz fand sich, das ihren Worten Glauben schenkte; die Einen zeigten sich hart und lieblos, die Andern waren so oft hintergangen worden, daß sie auch in ihr eine Betrügerin vermutheten und sie von der Thüre wiesen.

Voller Verzweiflung setzte sie sich auf den Prellstein an einer Straßenecke und hatte keinen andern Wunsch, als zu sterben, damit sie wieder zu dem Vater käme, der sie nie im Leben verlassen hatte. Sie schloß die Augen

und erwartete den Tod; da schlug rauschende Musik an ihr Ohr und als sie aufschaute, gewahrte sie, daß das gegenüberliegende Haus von Lichtern strahlte. Durch die kostbaren Vorhänge sah sie, wie reich gekleidete Herren und Damen sich im Tanze drehten; ein lieblicher Geruch von warmen Speisen drang bis zu dem Prellsteine und erweckte von Neuem die Liebe zum Leben in ihrem Herzen. Sie stand auf und schritt durch das weitgeöffnete Thor, zu deren beiden Seiten hohe Glas-candelaber ein strahlendes Licht ausgoßen.

Auf das Mitleid der Fröhlichen bauend, stieg sie die Treppe hinan, die, mit reichen Teppichen belegt, zu dem Tanssaale hinauf führte. Die beiden Flügelthüren standen offen und ließen das arme Kind all die Herrlichkeiten schauen, die in dem Raume des reichen Saales glänzten. Aber die arme zitternde Kleine hatte kein Auge für den Glanz der Kronleuchter, die in doppelter Reihe von der Decke herabhingen; sie sah die schönen Freskogemälde nicht, mit denen die Wände geschmückt waren und achtete nicht auf die gepuzten Damen, die am Arme vornehmer Herren über den spiegelglatten Boden dahinhüpfen; nur für eines hatte sie Sinn: für die Teller mit Speisen und Getränken, welche die Bedienten an den Tischen umherreichten.

Eine Zeitlang blieb sie bescheiden und unbeachtet an der Thüre stehen und hatte nicht den Muth, in den glänzenden Kreis zu treten. Der Hunger und der liebliche Duft der Speisen aber trieben sie vorwärts und ohne daß sie selbst wußte, wie es zugegangen, stand sie mitten unter dem großen Kronleuchter wo ein betreffter Diener einer Dame in weißem Atlaskleide und Rosen in den Haaren einen Teller mit Zuckersachen darreichte.

Rosalinde erhob bittend die gefalteten Hände zu der Dame empor und flehte um einen Bissen Brod. Niederschauend erblickte sie das zerlumpfte Kind, und als wenn sie auf einen giftigen Wurm getreten hätte, sprang sie mit einem Angstschreie zurück, denn die ge-

borsternen Hände Rosalindens hatten bei ihrem Flehen die schneeweißen Handschuhe berührt.

Ein Bettlerkind in der glänzenden Versammlung! Alles lief zusammen und umschloß das Kind wie ein Wunderthier; aber Niemand befand sich unter der Menge, der ein Gefühl des Mitleids und des Erbarmens mit ihr gehabt hätte, vielmehr funkelten die Augen vor Zorn und Entrüstung, daß sich das Elend mitten in ihr Vergnügen eindrängte. Die Blicke des Kindes flogen stumm von Einem zum Andern. Brod, ach ein Stückchen Brod! flüsterte sie endlich leise.

Der Hausherr winkte einem der vielen Bedienten, der sogleich dienstfertig herbeieilte, Rosalinden ergriff, die Treppe hinabzerterte und auf die Straße schleuderte, wo sie in Jammer und Verzweiflung liegen blieb, während oben die Musik rauschender als zuvor erscholl.

Starr vor Kälte erhob sie sich endlich, um in die Hütte auf der Haide zurückzukehren, wo die Leiche ihres Vaters lag; aber sie verirrete sich in den langen Straßen und konnte den Heimweg nicht finden. Zuletzt verließen sie ihre Kräfte und sie setzte sich neben einer Kirche auf die Stufen eines Steinkreuzes, woran der sterbende Welterlöser hing. Die dürren Kränze rauschten im Winde, dichter Schnee fiel herab und bedeckte das Kreuz und Rosalinden, die aus Hunger und Entkräftung in den Todenschlummer verfiel, aus dem sie erst im Himmel erwachte.

O, der Tod war für das gute Kind ein rechter Gewinn; denn auf der Erde hätte sie doch nur wenig getaugt, weil sie keinen andern Gedanken als den an ihren Vater hatte. Im Himmel aber, da war's schon anders: Da gilt das Kind des Besenbinders so viel, als das Kind der vornehmsten Prinzessin und Niemand ist da, der es vor die Thüre wirft. Einen schönen Platz zum Sterben hätte Rosalinde nicht wählen können, denn das Steinbild, welches über ihr hing, gab ihr Trost und Beruhigung und zeigte ihr, wie wenig die Güter dieser Erde zum wahren Nutzen des Menschen dienen. Aus dem

Kirchenfenster, an welchem das Kreuz stand, schimmerte ein schwacher Strahl der ewigen Lampe herüber, gleichsam als Leuchte auf den bevorstehenden Weg in die Ewigkeit.

Der liebe Gott meinte es besser mit ihr, als die Menschen, er ließ sie nicht lange leiden, sondern nahm ihre Seele aus der Hand der Engel in seinen Himmel auf, wo der Vater ihrer harrte.

Die Dame mit den Rosen in den Haaren kam am andern Morgen mit goldbeschlagenem Gebetbuche an dem Kreuze vorüber; sie sah Rosalinden und das Gewissen regte sich, aber das Kind blieb doch todt und sein Schutengel stand klagend vor dem Throne Gottes, während sie betete: Unser tägliches Brod gib uns heute!

W. Herchenbach.

Die Bitterpappel.

Als unser Herr in düst'rer Stunde
Auf Golgatha am Kreuze hing,
Das Haupt gerigt von mancher Wunde,
Und Todesnacht den Blick umsing:
Da hatt' die Sonne sich verhüllet,
Im Trauerkleide lag die Flur,
Von heißen Schmerzen ganz erfüllet,
Stand still und zagend die Natur.

Bleich war der Mensch. Mit banger Seele
Dacht' er dem Schreckenswerke nach,
Das Wild lag trauernd in der Höhle,
Kein Strahl vom dunkeln Himmel brach.
Stumm alle Vögel in den Zweigen,
Rings alles schwarz, die Luft so schwül,
Und jeder Mund gepreßt im Schweigen,
Und jede Brust voll Schmerzgefühl.

Doch in den Blumen weht' es leise,
Sie sprachen viel am grünen Ranst,
Erzählten sich in ihrer Weise
Vom Gotteslamm so mild und sanft.
Auf Libanon die Cedern rauschten
Im dumpfen, schauerlichen Chor,
Daß in des Waldes Grunde lauschten
Die Rehe mit gespanntem Ohr.

Die schlanke stille Thränenweide,
Klagt' bang' und leif: Er ist dahin!
Und ließ die Blätter in dem Leide
Am Euphrat durch die Wellen ziehn.
Es weinten auch des Berges Reben,
Und perlend rieselte die Fluth.
Die Winzer sah'n es unter Beben,
Denn alle Thränen waren Blut.

Auf Golgatha da stiegen Düste,
Violen waren still erwacht,
Und sandten durch die heißen Lüfte
Der Kelche volle Weihrauchpracht,
Den Gottessohn am Kreuz zu kühlen,
Der voller Qual dort oben hing,
Und in den traurigsten Gefühlen,
In wildem Schmerz beinah' verging.

Und leise wehte es am Hügel,
Es schimmerte wie Morgenroth,
Es glitt herab mit dunkeln Flügel
Der Todesengel Astaroth.
Da stöhnt' es bang: „Warum verlassen
Hast Du o Gott, o Vater mich?
Soll einsam ich am Kreuz erblaffen,
O, diese Qual ist fürchterlich!“

Und jede Blume mußte neigen
Das Haupt, als sie den Dulder sah.
Doch wollt' die Espe sich nicht beugen,
Stolz hob sie sich auf Golgatha,
Und sprach: Was kümmert mich sein Leiden,
Was seiner Worte Klagehall,
Ich bleibe kalt bei seinem Scheiden,
Und ungerührt bei seinem Fall!"

Doch Astaroth nahm eine Schale,
Gefüllt mit des Erlösers Blut,
Und goß im bleichen Mondesstrahle
Zur Erde hin die trübe Fluth.
Da bebt' die Espe, möchte klagen,
Und rauscht, erfaßt von Geisterhand:
Drum wird sie bis zu unsern Tagen
Noch Zitterpappel stets genannt.

N. Socker.

In der Schulstube.

Die Wände so eng und die Welt so weit!
Und so schön und so duftig die Frühlingszeit!
Da draußen so lieblicher Sonnenschein!
Und ich soll hier gefangen, gefangen sein?

Ein Schmetterling kam in dies enge Haus,
Und er eilte zum Fenster und wollt' hinaus.
Hinaus in den blühenden Lenz hinein:
Doch ich muß hier gefangen, gefangen sein!

Wo hat denn die Sonne gelernt zu glühn?
Und die Blume zu duften und froh zu blühn?
Wo lernten die singenden Vögelein? —
Doch ich muß hier gefangen, gefangen sein!

Ihr Herren Magister! o laßt mich frei,
Denn da draußen da lehret der König Mai!
Er ruft mich und lockt mich und ladet ein,
Und ich kann nicht mehr länger gefangen sein!

Carl Siebel.

Der Traum des kranken Kindes.

Der Köhler Robert wohnte mitten in einem dunkeln Walde, der so groß war, daß man einen ganzen Tag lang gehen mußte, ehe man den blauen Himmel über sich sah. Robert brannte vom Morgen bis zum Abend Kohlen und die Frau bearbeitete ein kleines Gärtchen, in dem aber kaum genug wuchs für sie und ihr liebes Töchterchen, die kleine Evangeline. Das Kind war ein wahrer Engel und die Mutter sagte oft: Wir leiden manchmal Hunger und große Noth, aber ich würde der Gräfin Evangeline doch nicht verkaufen, und wenn sie mir auch ihr prächtiges Schloß mit all den schönen

Aeckern und einen großen Sack voll Goldstücke dafür gäbe.

Die Gräfin kam nämlich recht oft in den Wald gefahren, um die kleine Evangeline zu sehen, und sie hätte alles in der Welt darum gegeben, sie mitnehmen zu können.

Der Köhler und seine Frau waren mit der Zeit von der harten Arbeit und den vielen Entbehrungen schwach und krank geworden, und als nun ein sehr langer und kalter Winter kam, da lagen sie eines Morgens auf dem harten Strohsacke und waren todt. Evangeline warf sich über sie her und rief mit lautem

Schluchzen: Vater! Mutter! Aber sie gaben ihm keine Antwort, und ihre Leichen wurden kalt wie Eis.

Evangeline wußte noch nichts vom Tode, aber sie fühlte, daß ihr ein großes Unglück zugestoßen sei, darum weinte sie immer heftiger, bis sie zuletzt die Besinnung verlor und wie todt neben den Leichen lag.

Als sie wieder erwachte, sah sie mit Bewunderung um sich, denn sie befand sich in einem wunderbar schönen Zimmer und lag so weich in einem prächtigen Bettchen, daß es ihr deuchte, sie schwebte auf den Wolken und sehe um sich her die Sterne. Vor dem Bettchen aber stand die Gräfin und lächelte das Kind an.

„Wo sind Vater und Mutter?“ fragte Evangeline. „Im Himmel!“ gab die Gräfin zur Antwort, „du aber sollst bei mir bleiben und es gut haben!“ „O nein, ich will zu Vater und Mutter!“ schluchzte das Kind. Dann fing sie an zu husten, daß rothe Rosen auf die blassen Wangen kamen; denn auch sie trug den Keim des Todes in der Brust. Die gute Gräfin setzte sich zu ihr an das Bettchen, und pflegte sie Tag und Nacht, als ob es ihr eigenes Kind gewesen wäre.

Einst erhob Evangeline im Traum ihre beiden Arme, lächelte freudig und rief: Vater! Mutter! Eine Lieblichkeit wie der blüthenvolle Maitag, lag über ihr ganzes Gesichtchen ausgebreitet, und ihre Augen glänzten wie zwei funkelnde Sterne.

Als sie erwachte, war sie traurig und niedergeschlagen; die Gräfin fragte, was sie geträumt habe. Ach, gab Evangeline zur Antwort, das war etwas so gar Schönes, daß ich es nicht wiedererzählen kann.

Die Gräfin aber redete ihr zu, den schönen Traum zu erzählen, und das Kind begann:

Ich lag mitten im Walde unter Gestrüpp und Dornen, die mir die Hände und das Gesicht blutig kratzten; rund um mich her standen hohe Eichen und schlanke Tannenbäume; aber es war bitterkalt und die Kronen der Bäume beugten sich unter der Last des Schnees. Bald

wurde es dunkel und rabenschwarz um mich her, und der Wind brauste durch den Wald und schüttelte die Bäume, daß der gefrorene Schnee in harten Stücken auf meine nackten Füße und Hände niederfiel, was mir große Schmerzen verursachte.

Ich hatte so lange geweint, daß mir die Stimme verging, und ich wünschte nichts mehr, als neben Vater und Mutter in der kleinen Hütte zu liegen. Da sah ich einen lichten Punkt am Himmel, der auf den Ort zuschwebte, wo ich in den Dornen lag; er wurde immer größer und heller, und zuletzt sah ich, daß es ein Engel war, der mit ausgebreiteten leuchtenden Flügeln durch die beschneiten Kronen der Eichen hernieder kam. Plötzlich hörte ich auf zu weinen und der Engel stand vor mir und sprach: Trockne deine Thränen, die Stunde der Freude ist gekommen!

Bei diesen Worten berührte er mit dem leuchtenden Finger den Dornstrauch, unter welchem ich lag. Dieser verwandelte sich also bald in eine wunderbare Blume, deren blühende Dolden zu beiden Seiten in herrlicher Pracht herniederhingen. In der Mitte aber öffnete sich ein großer Blumenkelch, der die süßesten Wohlgerüche ausströmte.

Ich war wie verwandelt: Warm und angenehm strömte das Blut durch meinen Körper und ich fühlte keinen Hunger und keinen Durst mehr.

Der Engel hob mich sanft empor und setzte mich in den Blumenkelch. Gehe nun hinauf ins Paradies, sprach er, ich aber muß noch zu andern Kindern eilen, die arm und unglücklich sind, wie du.

Skaum war der gute Engel verschwunden, so wuchs der Blumenstengel empor, trug mich mit sich in die Höhe und warf zu beiden Seiten immer neue Blumendolden aus. Bald tauchte ich aus den Baumkronen empor, und über mir glänzten in unermesslicher Höhe Millionen kleiner Sterne. Rascher und rascher wuchs der Stengel, die Sterne wurden größer und leuchtender, und es dauerte nicht gar lange, so erschienen sie wie die flammende Sonne und

wie kreisende Räder. Ich befand mich mitten in einem Meere von glühenden Feuergestalten und fürchtete fast, zu verbrennen.

Aber über mir wuchs die Zahl der Gestirne mehr und mehr, und die rollenden Flammenfugeln wurden so helle, daß ich die Augen schließen mußte, weil ich ihren Glanz nicht ertragen konnte.

Als ich es endlich wagte, die Augen wieder zu öffnen, lagen die Gestirne hinter mir, und ich sah, wie sie in tausend Verschlingungen durcheinander hüpfen, ohne sich zu stoßen. In dunkler Ferne aber leuchtete ein sanfter rothiger Schimmer, von dem ich das Auge nicht abwenden konnte. Je näher ich kam, desto lieblicher wurde dieser Schimmer und bald gewahrte ich, daß es ein ungeheurer Ballast war, dessen tausend Thürmchen und Zinnen aus leuchtenden Edelsteinen gebaut waren. Aus den schimmernden Fenstern ertönte eine liebliche Musik, die mir das Herz vor Freude hüpfen machte, und ich war im Begriffe, vor Lust aus dem Kelche der Blume zu springen, als diese vor der goldenen Pforte stille stand und einen noch viel stärkern Wohlgeruch ausströmte.

Die Pforte öffnete sich, ich sah in ein Meer von rosigem Licht hinein, und vor mir standen — Vater und Mutter. Ich streckte meine Arme aus und sank an ihre Brust. O wie waren sie schön und leuchtend, und wie war ihre Sprache so himmlisch süß!

Von Weitem kam durch den rosigten Schimmer eine ganze Schaar geflügelter Engel auf mich zu, die mich mit schönen Gefängen empfingen und auf ihren Flügeln in einen wunderbaren Garten trugen, wo Alles von Glück und Fröhlichkeit strahlte. Die Englein führten mich an ihren weißen Händchen durch blühendes Gesträuch und zeigten mir die Nester des Paradiesvogels und des Phönix.

Früher, als ich noch mit meinen Eltern im Walde wohnte, hatte ich oft geglaubt, es sei unmöglich, daß ein Vogel schöner sänge, als die graue Nachtigall, aber in dem blumenvollen Wäldchen hörte ich Vogelstimmen, die wie Harfenpiel und Engelsgesang klangen.

Und die Vöglein mit dem unaussprechlich schönen Farbenspiel waren nicht scheu, wie die Vögel auf der Erde, sondern kamen vertraulich herbei und setzten sich mir auf den Kopf und auf die Schultern.

Aus dem Wäldchen trat ich auf eine Wiese mit himmelblauen Blumen, wo die Englein Ringelreihen spielten. Sobald sie mich sahen, sprangen sie auf mich zu, zogen mich in den Kreis und hießen mich mitspielen.

Dann trat ich in einen Garten, wo die kostbarsten und seltensten Früchte in reichster Fülle mir bis auf die Schultern reichten. Die Rosinen, die ich immer so gerne gegessen habe, hingen mir ordentlich bis in den Mund, und ich mußte mich bücken, um sie nicht mit dem Kopfe herunterzuschütteln. Rechts und links standen Sträucher mit Marzipan und auf den hohen Bäumen hingen Apfelsinen und tausend andere Dinge, welche ich nie gesehen hatte, die ich aber jetzt auf einmal kannte. Zuweilen strich ein sanfter Wind durch die Bäume, und dann fielen die herrlichsten Leckerbissen zu meinen Füßen nieder.

Ich stand an einem silberklaren Bächlein und warf den schnellen Goldfischchen Zuckerbrot und Gerstenzucker ins Wasser; da kamen Vater und Mutter zu mir und sagten, ich solle nun in den Himmel eintreten. Ich wunderte mich über diese Worte, denn ich glaubte, ich befände mich schon recht mitten drin, aber als ich nun durch ein diamantenes Thor in einen langen Saal trat, da vergingen mir fast die Sinne, so viele Herrlichkeiten sah ich. Die Wände schienen aus Licht und Sonnenschein gemacht, und das durchsichtige Dach war ein einziger Bergkristall. An den Wänden vorbei standen viele tausend kleine goldene Stühlchen, und vor jedem stand ein Tischchen aus klingendem Silber, und oben vorbei war eine lange Gallerie, darauf saßen gar viele Engelschen, und jedes von ihnen hatte ein niedliches Violinchen in der Hand.

Durch dies diamantene Thor kamen all die Engel herein, mit denen ich auf der Wiese gespielt hatte; die setzten sich auf die goldenen

Stühlchen und sahen mich mit den blihenden Auglein an. Ein Stuhl aber blieb leer.

Als ich so mitten im Saale stand, kam die Muttergottes herein, nahm mich bei der Hand, sprach freundliche Worte zu mir und führte mich auf das leere Stühlchen.

Plötzlich fingen die Engel auf der Gallerie an zu spielen, und es war mir nicht anders, als müßte ich vor lauter Wonne und Freude in Dust zerfließen.

Wie durch einen Zauberschlag standen jetzt auf jedem Tischchen goldene Teller mit silbernen Gabeln, und aus den Tellern duftete ein süßer Reiskrei. Die Muttergottes ging die lange Reihe hinab und streute Zucker und Kaneel auf jeden Teller. Dann fingen wir alle an zu essen. Ach, wie schmeckte das so herlich!

Nach dem Essen nahm mich die Muttergottes auf den Schooß und streichelte meine Wangen. Bleibe brav und gut, sprach sie, dann sollst du auch bald ein Engel werden! Sie zeigte auf viele Thüren, die ich anfangs hinter den goldenen Stühlchen nicht bemerkt

hatte, und fuhr fort: Dann sollst du auch in jene Säle eintreten, wo es noch tausendmal schöner ist, als hier.

Nun kamen Vater und Mutter wieder, nahmen mich auf die Arme und herzten und küßten mich ohne Ende. O, hätte es ewig so dauern können! Aber bald nachher befand ich mich wieder vor dem goldenen Thore; die Blume neigte ihren Kelch zu mir herüber, und ehe ich es recht wußte, saß ich darin und schoß pfeilschnell hinab. Schon sah ich von Weitem Feuerkugeln und Flammenräder, da erwachte ich."

Die Gräfin hatte der Erzählung Evangelinen's aufmerksam zugehört und sich manche Thräne abgewischt. Indem sie über den wunderbaren Traum nachdachte, gerieth das Kind in ein starkes Husten, das gar nicht aufhören wollte, und in welchem es endlich erstickte.

Weinend umstellte die Gräfin den kleinen Sarg mit brennenden Lichtern und sprach: Nun bist auch du ein Engel mit Flügeln! Bitte für mich da oben, daß ich dir bald nachfolge!

W. Herchenbach.

Der wilde Mann.

Es lebte einmal ein Mütterchen, das ein gar braves und kluges Kind hatte. Eines Tages schickte sie das Kind in den Wald hinaus, um dort Erdbeeren zu klauben, die sie in der nahen Stadt verkaufen wollte. Da gehorchte es schnell, nahm ein Körbchen und ging in den Wald hinaus, wo es alsbald ein von Erdbeeren ganz geröthetes Plätzchen antraf. Es machte sich nun über die schönen Beeren her und wollte das ganze Körbchen voll pflücken. Aber das ging nicht lange an, denn bald erdröhnte eine so fürchterliche Stimme, daß der ganze Wald zitterte und dem Kind das Herz im Leibe flatterte. Und

als es erschreckt aussah, stand ein großmächtiger Mann mit feurigen Haaren und rothem Bart vor ihm und brüllte: „Du bist mein, weil ich dich hier treffe.“ — Mit diesen Worten ergriff er das Kind, nahm es auf seine Arme und trug es mit riesigen Schritten waldeinwärts. So ging es lange Zeit durch uralten Wald fort, bis sie in eine landfremde Gegend kamen, wo ein großes, schimmerndes Haus mitten zwischen seltsamen Bäumen stand. Da setzte der Riese mit dem rothen Barte das Kind ab und übergab es einer meeralten Hexe, die im Hause wohnte. Diese lachte vor Freude, als sie das Kind sah, nahm und führte es im

ganzen Hause herum, nur ein Zimmer zeigte sie ihm nicht. Dann sagte sie: Das ist deine Arbeit hier. Du mußt das ganze Haus putzen und fegen, und wehe dir, wenn du ein Zimmer nicht rein haltest. Aber das Zimmer, das ich dir nicht gezeigt habe, darfst du bei Lebensstrafe nie betreten! — Das brave Kind versprach alles dies gewissenhaft zu befolgen, und gleich darauf verschwand die Here. Nun war das Kind ganz allein im schönen Hause und that, wie ihm befohlen war. Es arbeitete früh und spät, und ruhte nicht früher, als alle Kammern und Stuben gereinigt waren; nur am verbotenen Zimmer ging es vorbei und sah nicht einmal hinein. So erfüllte drei Tage lang das Kind die Befehle der meermalen Here, allein am vierten wurde die Neugierde größer, als die Furcht vor der Strafe war, und es schlich sich behutsam in das verbotene Zimmer. Siehe, da stand ein goldener Wagen, der mit einem goldenen Boock bespannt war, und an demselben steckte eine goldene Peitsche. Da dachte sich das Kind: Hier muß es angenehm fahren sein, setzte sich in den Wagen und flugs eilte er auf und davon. Das Fuhrwerk ging schnell wie der Wind. Aber kaum war das Kind eine Viertelstunde lang gefahren, als es die schreckliche Stimme

des wilden Mannes hörte. Dieser brüllte und fluchte, daß die Erde zitterte und drohte dem Kinde Tod und Verderben. Da kam das Kind zu einer Wiese, welche an einem Bache lag und wo eben die Leute Heu mähten. Die bat das Kind um Rath und Hülfe. Da sagten sie, es solle sich verstecken. Gleich mußte der Boock Halt machen und das Kind stieg aus dem goldenen Wagen, der dann schnell wie der Wind weiter fuhr. Das Kind versteckte sich nun in einem Loche. Doch kaum war dieses geschehen, so kam der wilde Mann mit den feurigen Haaren gar zornig herbeigerannt und fragte, ob sie nicht ein Kind gesehen hätten, das auf einem goldenen Wagen vorbeifuhr. Die Leute bejahten es. Da fragte der Mann weiter: Wie ist es aber über den Bach gekommen? Darauf antworteten die Leute: es hängte sich einen Stein um den Hals und sprang in den Bach, worauf es auf der andern Seite wieder herausgekommen ist. Als dieses der wilde Mann gehört hatte, ging er zum Bache, hängte sich einen großen Stein um den Hals und sprang in das Wasser. Der dumme Kerl ertrank in den Fluthen.

So war nun das Kind gerettet und konnte zu seiner Mutter heimkehren.

F. B. Zingerte.

Der Drache im Glasberge.

In alten Zeiten lebte in einem düstern Waldgebirge der Gifel ein Ritter auf seinem Schlosse. Nicht weit von seiner Burg weidete häufig ein Hirte seine Heerde. Dieser meinte, er sei auch zu etwas Besserem geboren, als das Vieh anderer Leute zu hüten, und hatte auch deshalb schon mancherlei Pläne gemacht, wie er seine Lage verbessern könne, ohne daß ein einziger ausgeführt worden wäre. Nun kam er eines Tages auf das Schloß zum Ritter und trug ihm seine Lage nebst seinen

Wünschen zur Aenderung derselben vor. Der Ritter erwiderte: Wenn du die von mir gesetzten Bedingungen erfüllen kannst, so sollst du meine einzige Tochter zur Ehe haben. Erfreut und überrascht fragt der Hirte sofort nach diesen Bedingungen. Wenn du, erwiderte der Ritter, mir drei Federn von dem fliegenden Drachen, der in dem sogenannten Glasberge, weit von hier, wohnt, und der Schrecken der ganzen Umgegend ist, bringst, so wirst du mein Sidam. Der Hirte machte sich ohne

Säumen auf den Weg nach dem Glasberge. Als er dort angelangt war, kam ihm ein hageres Weib mit finstern Gesicht aus einer Höhle des Berges entgegen, und erzählte dem Hirten, daß sie zu dem Drachen verwünscht wäre und ihm dienen müsse. Auf ihre Frage, was der Hirte auf dem Glasberge wolle, erzählte dieser ihr sein Vorhaben. Ihr habt Euch da an ein schweres Werk gemacht, versetzte, als er geendigt, das Weib; allein ich will zusehen, wie ich Euch Beistand leisten kann. Der Drache ist jetzt nicht zu Hause: legt Euch unter sein Lager und verbergt Euch wohl, bis ich Euch rufen werde. Der Hirte that, wie er angewiesen wurde, und bald kam der Drache mit einem so fürchtbaren Geheul in der Wohnung an, daß der Hirte beinahe vor Schrecken gestorben wäre.

Nun setzte die Dienerin dem Drachen seine Speisen vor. Während er aß, schnarchte und schnaubte er fürchterlich und brummte endlich: „du hast Menschenblut in der Höhle!“ Die Dienerin erwiderte: „Es ist nicht wahr: ich weiß Nichts davon.“ Als der Drache satt war, wurde er schläfrig und schlief auch bald ein. Die Dienerin begann ihn nach Gewohnheit zu reinigen und war dabei bemüht, ihm eine Feder auszurupfen. Allein der Drache fuhr zornig aus dem Schlafe auf und rief: Was machst du an meinem Kopfe? Erschrocken versetzte die Magd: Ich bin unversehens mit meinem Finger an einer Feder hängen geblie-

ben. Der Drache schlief wieder ein, worauf die Dienerin eine Feder herausriß. Dasselbe wiederholte sie noch zweimal und war auch jedesmal so glücklich, die Feder zu erhalten. Am Morgen flog der Drache wieder fort, um eine große Reise anzutreten. Die Dienerin aber rief den Hirten, überreichte ihm die drei Federn und erklärte, ihn zum Schlosse des Ritters begleiten zu wollen, um dort Zeugniß für ihn ablegen zu können, was der Hirte hocherfreut über den glücklichen Ausgang seines Abenteuers zugab.

Als Beide auf dem Schlosse angelangt waren, stellte die Magd sich an ein Fenster und sah mit Erstaunen, daß der Drache durch die Luft daher geflogen kam. Laut wehklagend rief sie: „O! der Drache kommt, mich zurück zu holen!“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der Drache durch ein geöffnetes Fenster in den Saal flog und sich neben den Ritter setzte. Er hatte ein großes Gefäß mit Gold und Edelsteinen mitgebracht. Doch plötzlich gewahrte er seine Dienerin, ließ das Gefäß fallen, packte die Zitternde mit den Krallen und flog wieder davon. Der Hirte überreichte jetzt dem Ritter die drei Federn sammt den Kostbarkeiten des Drachen. Dieser war so erfreut über den Besitz der Federn, daß er dem Hirten seine Tochter zur Frau gab und zum Andenken an diese Begebenheit sein Wappen änderte. Es zeigt bis auf den heutigen Tag einen fliegenden Drachen, der eine Frau im Munde führt.

F. P. Schmitz.

Die Glocke mit dem Fuchsschwanzklöppel.

Was man hören will, hört man auch gewiß. Das geistige Ohr stellt sich nur zu oft taub, während das physische doppelt scharf hört. Ein schlichter Bürgermann, der selbst in der Furcht des Herrn grau geworden, hatte mehrere Kinder, die er bemüht war in Frömmigkeit und Gottesfurcht zu erziehen. Doch

die Jungen hatten nicht gleichen Sinn und zogen es vor, eiler Vergnügungen halber die Messe Sonntags zu schwänzen. Wenn dann der Vater fragte: ob sie dem Gottesdienste beigewohnt hätten, mußte die Ausrede gelten: „Sie hätten nicht zur Messe läuten gehört.“ Anfänglich verwies ihnen der Vater

so eitle Ausflüchte und ermahnte sie ernstlich zu besserem Thun. Es war in den Wind geredt. Der Alte sah dem Treiben mit innerem Unwillen zu und schwieg. Nach der Hand traf er die sonderbare Anordnung in seinem Hause, daß in Hinkunft immer durch das Anschlagen mit einem Fuchschwanz auf einen Blechteller das Zeichen gegeben werden sollte, wenn er Mittag halten wolle. Nun hielt sich aber der Vater auch an keine bestimmte Stunde mehr und ließ zu ganz verschiedener Zeit das Zeichen geben, immer aber stellten sich auf den Ruf pünktlich die Kinder ein. Es war wieder Sonntag, und Groß und Klein erschien auf das Zeichen zum Mahle. Wieder fragte der Vater, ob jedes der Messe beigewohnt, und wieder hatten alle — das Läuten überhört. „Ei ihr Schelme und Gotteslästerer!“ hub mit gerechtem Unmuthe der Vater an, ihr

habt scharfe Ohren! Denn wenn ich mit dem Fuchschwanz zur Mahlzeit läuten lasse, hat es noch keiner von euch überhört und sich zum Mahle eingestellt; wenn aber die eiserne Glockenzunge an den metallenen Mantel schlägt, daß es auch in den fernsten Hütten an jeglich Ohr dröhnt, da will keines von euch hören. Wollt ihr in Hinkunft nicht vor leeren Schüsseln Mahlzeit halten, so möge euch die Glocke nicht vergeblich an höhere Pflichten, als es die sind, bloß den körperlichen Bedürfnissen nachzugehen, gemahnt haben.“ Alle schwiegen beschämt, und Niemand überhörte mehr das sonntägliche Geläute zur Messe.

Zum geistig Guten braucht es Nöthigung
Und aller Sinne Schärfe trotz demselben,
Zum sinnlich Guten spannt des Menschen Leib
Des Reizes Zuhorn in die Ferne aus.

W. Constant.

Der Kinder Weihnachtslied.

Gekommen ist der heilige Christ,
Ein jedes Kind voll Freuden ist,
Nun kriegt es Aepfel, Pflaum' und Nüß,
Und manches noch was gut und süß.

Schon prangt der grüne Segensbaum,
Hat Platz für all' die Spenden kaum,
Für all' die Lichter und die Pracht,
Und was der Christ uns hat gebracht.

D habe Dank, Christkindelein,
Für all' die schönen Gaben dein,
Du sollst uns finden ihrer werth,
Sobald die Weihnacht wiederkehrt.

Du sollst uns finden fromm und gut,
Nun nimm uns auch in deine Huth,
Und gib, daß uns die Hemdelein
Um Vieles werden bald zu klein.

F. N. Vogl.



